# Die Christliche Welt

## Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

**Nr. 2** | Marburg i. H., den 12. Januar | **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

**Inhalt:** Der Sonnenaufgang des Lebens — Die Worte Jesu. Ein Beitrag zum Streit um die „Christusmythe". Erste Hälfte — Die Pfingstleute — Das Volk im französischen Kongo verblutend unter dem Monopolsystem — Weltfern. Reisebriefe aus Asien 4 — Verschiedenes: An den Grenzen des Wissens (Großmann); Menschwerdung (Boelicke); Der moderne Mensch (Weitbrecht); Glaube und Leben (Groß); Jugendglück und Persönlichkeit (Gnauck-Kühne); So ziehet hin (Ludwig); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

## Der Sonnenaufgang des Lebens

Eine Epiphaniasbetrachtung

Das Leben ist erschienen. 1. Joh. 1, 2. Ich lebe, und ihr sollt auch leben. Joh. 14, 19.

Phantasiebegabte Menschen mögen sich ausmalen, was das Erscheinen des Lebens auf unsrer Erde zu bedeuten hatte! Das Leben selbst aber bleibt ein Rätsel, dessen Lösung kaum jemals gelingen wird, eine jener Unbegreiflichkeiten, vor denen wir uns bescheiden: Ignoramus et ignorabimus.

Und doch ist die Wunderwelt des Lebens erst der Boden, aus dem sich zu seiner Zeit wie eine Paradiesesblume das Menschenleben erheben sollte. Und noch vegetierten die Menschen erst. Da erschien Jesus und in ihm offenbarte sich das Leben, auf das es Gott abgesehen hatte, als er die Menschen ins Dasein rief. Die Erscheinung Jesu ist die Offenbarung des uns zugedachten Lebens.

Jesu tiefste Sehnsucht und angespannteste Energie ist darauf gerichtet, die Menschen lebendig zu machen. Er sieht mit unendlichem Schmerz, daß sie noch gar keine wirklichen Menschen sind, und erkennt es als seinen Beruf, ihnen zu ihrer Bestimmung zu verhelfen, indem er sein Leben auf sie zu übertragen versucht. Wir verstehen Jesus nur, wenn wir es ihm abgefühlt haben, daß es ihm nur um das Leben zu tun ist. Seine Worte erhalten ihren Sinn erst im Zusammenhang mit dem Leben, dessen Ausdruck und Deutung sie sind. Sie sind lauter Ergebnisse, die erst durch den Einblick in das Leben verständlich werden, das ihre Voraussetzung ist. Am liebsten möchte ich sie mit einer physikalischen Formel vergleichen. Der Ausdruck $V = st^2$ ist dem, der seine Vorgeschichte nicht kennt, durchaus nichtssagend; einem Anderen aber, der die Experimente und Operationen, die zu diesem Ergebnis geführt haben, selbst gemacht oder nachgemacht hat, wird bei seinem Anblick das ganze Fallgesetz lebendig. Warum sind heute noch vielen Menschen Jesu Worte unverständlich, vielleicht trotz aller aufgewendeten exegetischen und historischen Studien? Weil es nur einen einzigen Weg zu ihrem Verständnis gibt: Wiederholung der Lebensversuche, die in diesen Worten ihren kurzen, aber durchaus deutlichen und unmißverständlichen Ausdruck gefunden haben.

Jesus sagt nicht: Ich lebe — und ihr sollt mein Leben studieren, wissenschaftlich bearbeiten, quellenmäßig erforschen, womöglich aktenmäßig darlegen. Gewiß, das ist an seinem Ort auch notwendig. Aber zum Leben führt es nicht. Ist es Jesu Absicht, uns zu eben dem Leben zu verhelfen, das er selbst gelebt hat, dann kann er uns zu gar nichts Anderem auffordern und mit allen Mitteln Mut machen wollen als zu einem Versuch, das Leben ebenso anzusehen, zu nehmen und zu führen, wie er selbst es getan hat.

Wahrhaftig, die Zeit möchte ich erleben, da sich die Christen nicht mehr um Gedanken und Lehren streiten, sondern sich die Entdeckungen mitteilen, die sie bei ihren Versuchen, nach der Methode Jesu zu leben, gemacht haben! Den Tag möchte ich aufdämmern sehen, an dem die in Angelegenheiten der Religion allein Sachverständigen zu Worte kommen werden, die nämlich, die es mit der Religion wirklich probiert haben und die uns eben deshalb wirklich etwas zu sagen haben. Unsere theologische Arbeit, vor allem unser Predigen wird erst dann ganz ernst genommen werden, wenn wir nicht mehr nur Gedanken über das Leben vortragen, sondern Lebensversuche schildern, die hierbei entdeckten und in jedem Augenblick von Jedem nachprüfbaren Lebensgesetze mitteilen und Anderen Mut machen, es auch einmal mit dem Leben zu wagen. Die Wissenschaft hat uns ebenso wertvolle als unentbehrliche Vorarbeit geleistet. Allein die Hauptsache müssen wir selbst tun: die Worte Jesu wollen nicht nur ausgelegt, sondern ausprobiert werden. Die es wagen nach der Methode Jesu wirklich zu leben, nicht in sklavischer Nachahmung, sondern in freier Nachfolge, sind die besten Verkündiger seiner Erscheinung, weil die wahren Sachverständigen des Lebens.

C G

## Die Worte Jesu

Ein Beitrag zum Streit um die „Christusmythe"

1

In dem Streit um die „Christusmythe" sind die Worte Jesu viel zu wenig zur Geltung gekommen. Merkwürdigerweise! Denn die sogenannte „liberale" Theologie hat doch von jeher besonders betont, daß das historisch und religiös-sittlich Wertvollste in den Evangelien die Worte Jesu sind, d. h. vor allem die Bergpredigt und die Gleichnisse. Setzt man bei den Worten Jesu ein, so muß sich am ehesten herausstellen, wie unbegründet es ist, wenn Arthur Drews die Existenz Jesu; bestreitet auch muß sich grade bei einer Untersuchung der Worte Jesu mit viel größerer Deutlichkeit ergeben, wo in den Evangelien die für alle Zeit giltigen Werte stecken, als wenn man die Untersuchung in erster Linie auf die „mythischen" Bestandteile der Evangelien einstellt. Worte, Sentenzen, Sprüche, Gleichnisse, Lehren sind für uns heutige Christen schon an sich zugänglicher und wertvoller als mythische Gedanken und Erzählungen, deren religiös-sittlichen Gehalt wir zwar nachempfinden können, aber uns lieber in lehrhafter Form als in der Form des Mythus vergegenwärtigen und aneignen.

Drews verdächtigt die Worte Jesu besonders aus drei Gründen: 1) weil sie in den Evangelien in verschiedener Form überliefert werden; 2) weil sie uns nicht im Urtext, sondern in einer Uebersetzung vorliegen; 3) weil sie inhaltlich nichts Originales bieten. Auf die ersten beiden Einwände ist leicht zu antworten. Tatsache ist, daß die Worte Jesu überall da, wo sie in mehr als einem der Evangelien vorliegen, mannigfache Abweichungen zeigen. Diese Abweichungen erklären sich

aber in den meisten Fällen leicht aus den Eigentümlichkeiten mündlicher Tradition. Bekannt ist ja, daß die Worte Jesu zunächst eine Zeit lang mündlich überliefert worden sind, ehe sie aufgeschrieben wurden. Wenn es nun Matth. 7 heißt: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet“ und Luk. 6: „Richtet nicht, so werdet ihr auch nicht gerichtet“, so ist diese Abweichung im Wortlaut aus den bei mündlicher Ueberlieferung nahe liegenden Ungenauigkeiten erklärlich, aber kein Grund zu der Behauptung, wir wüßten hier nicht, welchen Gedanken Jesus hat ausdrücken wollen. Für andere Worte Jesu liegt freilich die Sache schwieriger, z. B. für die Seligpreisungen der Bergpredigt; aber, wenn es uns hier und da nicht mehr möglich ist, den Gedanken Jesu sicher festzustellen, so ist es doch verkehrt, dies negative Ergebnis zu verallgemeinern.

Auch der zweite Einwand von Drews gegen die Zuverlässigkeit der in den Evangelien überlieferten Worte Jesu ist nicht stichhaltig; denn Drews hätte nur dann einen Grund zu behaupten, die Worte Jesu seien als Uebersetzungen aus dem Aramäischen oder Hebräischen ins Griechische unsicher, wenn der Grundsatz richtig wäre: Alle Uebersetzungen sind als solche unzuverlässig. Gewiß gäben wir etwas darum, die Worte Jesu in ihrem Originalwortlaut zu besitzen, und wissenschaftlich höher stehende Theologen werden natürlich die Worte Jesu nicht nur nach ihrem griechischen Wortlaut, sondern auch in der hebräischen Uebersetzung von Franz Delitzsch und in der syrischen des Syro-Sinaiticus, den Merx bearbeitet hat, oder in dem Wortlaut des Curetonschen Syrers, oder in der syrisch-palästinensischen Form der Evangelien studieren. Aber der griechische Wortlaut der Aussprüche Jesu verdient doch nur dann als verdächtig bezeichnet zu werden, wenn man begründeten Anlaß zu haben glaubt, die griechische Form als eine falsche, fehlerhafte Uebersetzung hinstellen zu können. Uebersetzungen an sich sind nicht zu verwerfen, sondern nur nachweisbar falsche Uebersetzungen.

Bei dem dritten Einwand von Drews müssen wir etwas länger verweilen. Er behauptet, daß die Worte Jesu inhaltlich nichts enthielten, was sie als Erzeugnisse eines originalen und genialen Geistes, einer großen Persönlichkeit dokumentierte. Sämtliche Worte Jesu seien ja doch als im Talmud enthalten nachgewiesen. Der Engländer Hennell habe bereits 1838 den Nachweis geliefert, daß „die Bergpredigt ein bloßes Flickwerk aus der älteren jüdischen Literatur darstelle,“ auch die Gleichnisse Jesu seien in der jüdischen Literatur zu belegen.

Hieran ist zunächst einmal so viel richtig, daß es in der Tat unumgänglich ist, die Originalität der Worte Jesu dem Rabbinismus gegenüber zu untersuchen. So allein läßt sich ein Urteil darüber gewinnen, wie weit wir hier auf festem Boden stehen. Es genügt nicht, durch Vergleich der verschiedenen Formen eines Ausspruchs in den Evangelien dessen mutmaßlich ursprünglichste Form festzustellen. Es genügt auch nicht, den Sinn des griechischen Wortlauts der Sprüche Jesu durch Untersuchung des populären Griechisch der römischen Kaiserzeit möglichst genau zu bestimmen oder Parallelen zu den Worten Jesu aus der hellenistischen Literatur heranzuziehen. Der Vergleich des Inhalts der Worte Jesu mit den Worten der Rabbinen jener Zeit beansprucht schon allein deswegen die erste Stelle, weil Jesus selber nicht zunächst Hellenist und von Hellenisten umgeben war, sondern weil er Hebräer war, Hebräisch oder Aramäisch sprach und in der Umgebung von Pharisäern und Schriftgelehrten lebte, deren Denk- und Sprechweise wir im Talmud kennen lernen. Wie Drews, so hat das auch bereits Eduard von Hartmann eingesehen, der ja der Lehrer von Drews auch in neutestamentlichen Fragen vielfach ist. In seinem Buche „Das Christentum des Neuen Testamentes“ (1905, S. 37) sagt Eduard von Hartmann sehr richtig:

> So viel ist sicher, daß die christliche Theologie, welche sich neuerdings doch sichtlich bemüht, die geschichtlichen Voraussetzungen der Entwicklung des Christentums mit in ihr Bereich zu ziehen, gegen den vorchristlichen Talmudismus noch einen Akt historischer Gerechtigkeit zu erfüllen hat, und daß die bisherige Beiseiteschiebung des Talmud bei der Behandlung der Lehre Jesu in keiner Weise zu rechtfertigen, sondern nur dadurch zu entschuldigen ist, daß der Talmudismus wegen seiner Unaufgeschlossenheit bisher so wenig bekannt und noch weniger gewürdigt war.



Es gilt nun, im Folgenden genau nachzuprüfen, ob Drews damit Recht hat, daß er behauptet, jener Hennell habe in seinem Buche Inquiry concerning the origin of Christianity nachgewiesen, die Bergpredigt sei weiter nichts als ein Flickwerk aus der älteren jüdischen Literatur; auch gilt es, zu der umfassenderen Frage Stellung zu nehmen, ob auch noch andere Worte Jesu, besonders die herrlichen Gleichnisse, aus der rabbinischen Literatur aufgewiesen werden können. Tritt man diesen Fragen näher, so zeigt sich sehr bald, daß beide Aufgaben gründlich und der Natur der Sache entsprechend nur in einem Buche gelöst werden können. Im Rahmen eines Aufsatzes empfiehlt es sich, an einigen wenigen Beispielen zu zeigen, wie es um die Beziehungen der Worte Jesu zu der rabbinischen Literatur steht. Ehe ich diese Beispiele vorlege, seien noch einige Bemerkungen über Hennell und sein Buch gestattet.

2

Hennells Buch liegt mir in der deutschen Uebersetzung vor, die unter dem Titel „Untersuchung über den Ursprung des Christentums“ 1840 erschienen ist, eingeführt von David Friedrich Strauß. Der Verfasser war, wie das Vorwort sagt, „Chef eines bedeutenden Handlungshauses in London.“ Das Buch zerfällt in achtzehn Kapitel mit folgenden Ueberschriften. Kapitel 1 und 2: Historische Skizze, von der babylonischen Gefangenschaft bis zum Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. 3—6: Abfassungszeit und Glaubwürdigkeit der vier Evangelien. 7—11: Auferstehung und Himmelfahrt Christi, Wunder in den Evangelien, der Apostelgeschichte und den apostolischen Schriften. 12—15: Weissagungen, insbesondere des Jesaias und Daniel und: ob Jesus seinen Tod und seine Auferstehung vorhergesagt habe. Das 16. Kapitel handelt von Charakter, Plan und Lehre Jesu. Das 17. hat die Ueberschrift: Vergleichung der Lehre Jesu mit den jüdischen Schriften. Das 18. enthält Schlußbemerkungen. Man sieht schon aus dieser Uebersicht, daß es ein verständiges Buch ist. Man sieht ferner, daß Hennells Buch viel mehr enthält als etwa bloß den Nachweis, von dem Drews redet. Liest man nun das siebzehnte Kapitel durch, so stößt man auf alles Andere, bloß nicht auf den Nachweis, den Drews darin findet. Was Hennell sagt, ist zwar dilettantisch, unvollständig, auch nach unseren heutigen Begriffen unmethodisch, aber doch im allgemeinen verständig. Ich hebe Folgendes heraus. Seine rabbinischen Zitate hat Hennell, wie er ausdrücklich angibt, aus Schöttgens Horae hebraicae und Jesus Verus Messias. Ueber die Notwendigkeit, die rabbinische Literatur zum Verständnis des Neuen Testamentes heranzuziehen, sagt er S. 345 mit Recht:

> Da diese rabbinischen Bücher sämtlich erst nach der Zeit Christi zusammengetragen worden sind, so scheint es auf den ersten Anblick, als ob der Inhalt derselben die Frage über die Ursprünglichkeit der evangelischen Lehre unberührt lassen müßte. Allein es ist kein Zweifel, daß, wenn auch die Kompilation derselben erst späteren Zeiten angehört, die Sprüche und Traditionen, die sie enthalten, weit älter sind.

Heutzutage würde man das schärfer fassen und vor allem die Zeit der Tannaiten (bis 200 n. Chr.) und die Zeit der Amoräer (bis 500 n. Chr.) scheiden; auch kennt man heutzutage die Lebenszeit der einzelnen Rabbinen ziemlich genau. Und nun lese man, was Hennell am Schluß seiner Sammlung rabbinischer Parallelen zur Bergpredigt S. 365 sagt:

> Trotz der hier gezeigten auffallenden Aehnlichkeit mehrerer Stücke der Evangelien und der rabbinischen Schriften kann man nicht umhin, den höheren Wert der ersteren durchgängig anzuerkennen. Nicht nur sind dort die einzelnen Lehren mit weit größerer Kraft vorgetragen, sondern die ganze Sammlung ist größtenteils frei von dem Läppischen und Abgeschmackten, was sich in den letzteren im Uebermaß findet. Jesus scheint die in den jüdischen Schulen aufgestellten Lehrsätze wohl gekannt zu haben; aber den Pharisäern unähnlich, behauptete er die Freiheit des unabhängigen Denkens in der Auswahl, Aenderung und Erweiterung derselben. . . Die Auswahl der tüchtigsten Partien aus Sammlungen von Schriften und traditionellen Lehren gelingt wohl am besten dem schnellen und scharfen Blicke kräftiger Geister, die durch ausgedehnte Gelehrsamkeit nicht beschwert, noch durch habituelle Untertänigkeit gegen scholastische Formen und Autoritäten an ihrer ursprünglichen Energie eingebüßt haben. Der doktrinäre Teil der Evangelien ist das Erzeugnis eines solchen Geistes, der sich der Sichtung der jüdischen Schriften und der Lehrmeinungen der jüdischen Schulen unterzog und neue und edlere Schätze, aus seinem eigenen inneren Reichtum enthoben, ausschüttete.

Hennell urteilt danach doch völlig anders als Drews; denn ihm fällt es weder ein, die Existenz Jesu zu bestreiten, noch leugnet er Jesu Originalität oder versucht den Nachweis, daß die Bergpredigt ein „bloßes Flickwerk aus der älteren jüdischen Literatur“ sei. Das Schlußkapitel des Hennellschen Buches beginnt mit den Worten:

Wie auch immer die Stimmung beschaffen sein mag, mit welcher man an die Lektüre der vier Evangelien geht, so ist es unmöglich, dieselben aufmerksam zu durchlesen, ohne eine tiefe Ehrfurcht vor der Persönlichkeit Jesu Christi zu gewinnen.

(Schluß folgt) Fiebig

## Die Pfingstleute

Die Geschichte der Pfingstbewegung ist nicht ganz klar. E. Edel führt sie in einer soeben erschienenen Schrift*) bis auf den Beginn des Jahres 1901 zurück. Und als Ausgangspunkt nennt er Topeka-Kansas. Die Bibelschule des Bruders Charles F. Parham ist nach dieser Version zuerst der Gaben des Geistes teilhaftig geworden, und sie trug dann das Feuer weithin in die Lande hinaus. Auch nach Los-Angeles. Inzwischen hatte wohl auch die große Erweckung von Wales den Boden für die Arbeit der Zungenredner vorbereitet. Evan Roberts hat zwar niemals von diesen besonderen Pfingstgaben gesprochen, aber er schien sehr wohl dazu prädestiniert, die Rolle des Vorbereiters, des Predigers in der Wüste zu spielen. So kam es zu dem sensationellen und vielbesprochenen Erfolge der Pfingstleute in Los-Angeles. Dort an der Quelle schöpfte dann Pastor Barratt, der Leiter der Stadtmission in Christiania; er importierte die Bewegung genau so, wie er sie fand, von Los-Angeles nach Norwegen, und von Norwegen ist sie wenige Wochen oder Monde später zu uns herübergedrungen. Das war im Jahre 1907. An den verschiedensten Orten wurde in jenem Jahre in Zungen geredet. Am leidenschaftlichsten wohl in Cassel und Großalmerode.

Ich fuhr damals an Ort und Stelle. Welche furchtbaren Eindrücke hinterließen mir diese Großalmerode-Abende! Bis in die Nächte hinein schrieen und tobten die vom Geist besessenen Fanatiker, und die irren blöden Laute, die sie in ihrer Verzückung wild in den Saal hinausbrüllten, gellten mir noch Wochen und Monde lang in den Ohren.

Es sind damals hier und dort, bei uns in Deutschland und auch anderwärts, Männer genug aufgestanden, um gegen diese heillose und in hohem Grade widerwärtige Verirrung öffentlichen Protest einzulegen. Mehr als das. Auch die Zungenredner selbst begannen zum Teil an sich und ihrer Kraft zu zweifeln. Dallmeier, der vielgenannte Leiter der Casseler Versammlungen, erklärte das Werk, für das er bisher Gott und den heiligen Geist verantwortlich gemacht hatte, sehr bald für schnöden Satanstrug. Und Andere folgten. Kurz, man durfte hoffen, daß die akute Krankheit auch eine akute Heilung finden würde.

Es liegt wohl an der eigenartigen religiösen Situation, in der wir uns heute befinden, daß sich diese Hoffnung nicht verwirklichte. Wir leben in einer Zeit tiefer religiöser Bedürfnisse. Dem gebildeten Kulturmenschen fehlt es ja wohl kaum an Mitteln, sie zu befriedigen. Anders aber steht es um das Volk. Denn die Kirche, der bisher einzig und allein die Aufgabe zufiel, diesen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, versagt heute in mehr als einer Beziehung. Gewiß — wenn sie auch der modernen Wissenschaft gegenüber einen schweren Stand hat — Tausende und aber Tausende halten treu zu ihr. Aber auch sie empfinden, daß ihnen der kahle Dogmenglaube, wie ihn die Kirche vertritt, heute nicht mehr genügt. Wir bedürfen mehr. Zerschlagt die Formen, und gebt uns den Geist! Es ist eine Zeit, die gar wohl religiöse Naturen von dem Schlage unserer mittelalterlichen Mystiker gebären könnte. Maeterlinck gehört eng zu ihr, und Strindberg, der zum Kreuze Heimgekehrte, und der scheinbar so unzeitgemäße große Leo Tolstoi. Es ist ein ganz eigen Ding, wie ein und dieselbe Epoche diese Gegensätze vereinigen kann. Wie nahe grenzt unsere Aufklärung an die Geheimnisse und Düsternisse des Mittelalters!

Die Pfingstleute danken dieser Konstellation ihre Existenz, ihre Geschichte, ihre Erfolge — alles. Der Protest, den wir gegen sie erhoben, hat ihnen nichts anhaben können. Vor anderthalb Jahren schon haben fünfzigtausend „Seelen“ die Zungensprache gesprochen, und seitdem ist die Schar jedenfalls noch um ein Erhebliches gewachsen. Und was das Schlimmste ist, die Bewegung wirkt nach allen Seiten. Sie ist international (vierzig periodische „Pfingstblätter“ erscheinen heute in den verschiedenen Kultursprachen), und wenn wir ihr nicht bald Dämme setzen, wird es gar nicht mehr möglich sein, ihrer Herr zu werden. Pastor Barratt ist nach wie vor der Häuptling der Sekte. Er zieht von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und wo er mit seinem stattlichen Generalstab auf dem Plan erscheint, da fällt alsbald das heilige Feuer vom Himmel hernieder. Ende September begegnete ich ihm auf der „Pfingstkonferenz“ in Zürich. Vierzehn Tage lang fanden die Zusammenkünfte statt. Dreimal täglich. Zuerst ganz öffentlich, dann nur für die, die sich durch eine Eintrittskarte ausweisen konnten. Es ist harter Boden dort in Zürich. Der bedächtige Schweizer ist für einen so extremen Schwindel nicht leicht zu haben. Trotzdem aber hat der Geist gesiegt. Halleluja! schreien die Pfingstleute.

Die Bewegung hat sich seit den Tagen von Großalmerode in einigen Punkten verändert. Heute ist mein Eindruck der, daß die Pfingstleute allen Ernstes versuchen, eine Universalsekte zu werden. Eine Sekte, die alle Eigentümlichkeiten und Besonderheiten, über die andere derartige Religionsgemeinschaften verfügen, in sich vereinigt. Sie sind Methodisten, sie sind Darbisten, nähern sich den Baptisten, sind Gesundbeter, predigen einen radikalen Chiliasmus und halten es vor allen Dingen auch mit der Heilsarmee. Sie sind sozusagen Sektenverschlucker großen Stiles. Auf diese Weise suchen sie die religiösen Bedürfnisse unserer Zeit in einem Brennpunkt zusammenzufassen. Jedem Wunsche wird Rechnung getragen. Willst du eine aufregende Bekehrung sehen, geh zu den Pfingstleuten; willst du Heilung von äußeren Leiden finden, die Pfingstleute werden dir helfen; willst du die Stimme der Weissagung hören, du wirst bei Barratt nicht umsonst anklopfen. Es steckt viel System und viel Verstand in diesem Unverstand. Und das eben ist die schwerste Gefahr dabei.

Auch der Gesamtcharakter der Versammlungen hat sich mit dieser Entwicklung naturgemäß geändert. Alles in Allem scheinen mir die Zusammenkünfte doch etwas ruhiger geworden. Manches daran erinnert an die Heilsarmee. Es wird sehr viel Halleluja gerufen, und während der Gebete gehen die Führer, wie bei den Salutisten, durch die Reihen des Publikums, um die einzelnen Seelen zu fassen und zu bekehren. Man kann freilich nicht behaupten, daß diese Zudringlichkeit dazu beiträgt, den Charakter der Versammlungen zu heben. Dafür ist anzuerkennen, daß man meist verhältnismäßig früh schließt. In Großalmerode dehnten sich die Offenbarungen regelmäßig bis in die mitternächtlichen Stunden hinein, und auch dann brach man nur ab, um im engeren Kreise noch weiter zu beten und sich an den Zungen zu erbauen.

Immerhin ging es gerade toll genug in Zürich zu. Wer das Treiben zum ersten Mal mit ansieht, kann wohl meinen, statt in einen Betsaal in ein Irrenhaus geraten zu sein. Nur der Anfang ist noch zahm. Man singt aus den „Liedern der Pfingstkonferenz“, die laut Inschrift auf dem Titelblatt „vom Herrn dem Sänger derselben (!) gegeben sind unter der Kraft des heiligen Geistes“, einige Nummern zu fröhlich wiegenden Walzerweisen. Ich will das Lieblingslied der Pfingstleute, das ich mindestens ein halb Dutzend mal mitsingen durfte, als Beispiel dieser Poesie zitieren:

Höret, ein schmaler Weg:
Ich bin der Weg!
Nur eine offne Tür;
Ich bin die Tür!
O, nur ein guter Hirt
Rettet, was krank und irrt,
Und nur ein blutend Lamm

*) Siehe unten Kleine Mitteilungen. D H

Starb für die Welt.
O nur ein schmaler Weg:
Ich bin der Weg!
Nur eine offne Tür:
Ich bin die Tür!

Drei Verse hat dieses schöne Lied, und keiner wird uns geschenkt.

Auf die Lieder folgen die Reden. Die meisten der Redner sprechen englisch. Warum eigentlich? Sie behaupten, daß der heilige Geist den Menschen befähigt, in allen Sprachen, auch den exotischsten Idiomen zu reden. Die deutsche Sprache aber scheint dabei eine Ausnahme zu bilden. Bei einer früheren Anwesenheit Barratts in Zürich ließ sich plötzlich eine Stimme aus dem Publikum hören: „Warum redet Ihr dann nit Züridütsch?" — „Weil ers nicht kann!" antwortete die ahnungslose Dolmetscherin, die sich für diesen Angriff nicht vorgesehen hatte.

Aber was wird geredet? Immer dasselbe, hundertfach leise variiert. „Jesus wird euch segnen! Der Herr wird euch segnen! Mit Feuer und Geist wird er euch segnen! Halleluja! Laßt euch von ihm segnen! Seht nur auf ihn! Vertraut ganz auf ihn! Setzt euer volles Vertrauen auf ihn! Ich vertraue nicht auf Menschen, ich vertraue auf Jesus allein! Ich vertraue auf den Nazarener allein! Ich vertraue auf den Heiland allein! Jesus only! Jesus allein! Halleluja!" Dazwischen werden kleine moralische Geschichtchen eingeschoben, deren Pointen von der Menge mit begeistertem Amen und Halleluja aufgenommen werden. Ach diese Moral! Krumm ist sie und verlogen; aber was verschlägt das, wenn sie nur dem guten Zwecke dient! Stundenlang wird so das Tamtam geschlagen für die hohe Pfingstlehre.

Je weiter der Zeiger vorrückt, desto kürzer werden die Sätze, desto dringlicher die Worte. „Wer will heute gesegnet sein? Hebt alle den Finger, die ihr heute gesegnet sein wollt!" Oder: „Wer dem Heiland ganz zu eigen sein will, der tue es mir nach und hebe die Hand! Seht ihr, wir alle wollen dem Heiland gehören! Halleluja!" Die ersten Schauer der Aufregung verbreiten sich durch die Menge. Und wenn das letzte Wort verklingt, ist man würdig vorbereitet auf das, was nun kommen soll.

Man „geht jetzt auf die Kniee". Irgend einer der auf dem Podium stationierten Führer spricht das erste Gebet. Sobald er geschlossen hat, setzt eine Stimme aus dem Publikum ein. Dann eine zweite, eine dritte. Jeder will beten, und so kommt es vor, daß zwei, drei, vier oder noch mehr auf einmal das Wort ergreifen. Aber die Gebete werden immer simpler und monotoner, manche bringen nur zwei, drei Worte heraus und wiederholen sie unaufhörlich mit steigender Emphase. „O Jesus, komm! O Jesus, lieber Heiland, komm! O Jesus, o Jesus!" Bald geht ein einziges Stöhnen und Schluchzen durch den Saal. Aufreibend ist es und grauenhaft und im höchsten Grade ansteckend. Weil der Nebenmann stöhnt, so stöhnt man auch. Und diese nervenaufpeitschende Qual nimmt kein Ende. Unterbrochen wird die Szene nur hin und wieder durch den Gesang einiger Verszeilen. In flottem Marschtempo beginnt eine helle Frauenstimme: „Herr, sende die Kraft doch jetzt, Herr, sende die Kraft doch jetzt, und segne jedes Kind!" Die Erwartung steigt noch höher. „Jetzt! Jetzt!" schreit ein Mann in die Menge hinein. „Jetzt mußt Du es tun, jetzt!" Und schon setzen die Krämpfe ein.

Diese Krämpfe sind schauerlich. Starke Männer werfen sie zur Erde, daß sie sich im Staub wälzen. Ein Zittern und Beben der Hände ist der Vorbote. „Tatatatata" lallt ein Hüne, der unmittelbar hinter mir seinen Platz hat. Und dabei schlägt er mit den Händen in die Luft, immer schneller, immer schneller. Stundenlang, tagelang wird er zu ringen haben, eh der Geist bei ihm voll zum Durchbruch kommt. Ein Anderer ist glücklicher dran. Er wird kurzerhand zu Boden gefällt und dann von sorgsamen Bruder- oder Schwesterhänden auf Schnupftücher weich gebettet. Es kann auch noch anders zugehen. In den Tagen der hessischen Bewegung wurde ein junger Mann eine Stunde lang vom Geist auf den Kopf gestellt. Und von einem Pastor, der die Feuertaufe erhielt, wird gar erzählt, daß er unter dem Zwange dieser Macht die Zähne mit aller Gewalt zusammenpreßte und dabei die Luft einzuziehen suchte, sodaß es sich wie das Zischen einer Schlange anhörte. „In der Tat wand er sich" — so heißt es in dem Bericht weiter — „einer Schlange gleich auf dem Boden zwischen den Stühlen der Zuhörer hindurch."

Und dieser Spektakel! Es stöhnt, kreischt, schreit, singt, schluchzt jetzt Jedermann im Saale. Und wenn die Erregung auf den Höhepunkt gestiegen ist, da gibt es die langersehnten Zungenreden. Ich habe es nicht fertig gebracht, diese blöden, sinnlosen Laute in mein Notizbuch zu bannen. Für den, der auf ein Beispiel begierig ist, zitiere ich einen Zungenausspruch aus einer kleinen Broschüre von Otto Schopf: Schallo mo dal badbad wotschikrei. Schön klingt das, nicht wahr? In Zürich vermischten sich übrigens mit der Zungensprache auch allerlei italienische Reminiszenzen; das ist ja leicht erklärlich. Die Worte werden mit wahnsinniger Hast herausgestoßen. Oft gehen sie unmittelbar in einen kreischenden Gesang über, der dann ebenfalls Anspruch auf die höchste Beachtung seitens der Pfingstleute hat. Denn man kann nicht nur in Zungen sprechen, sondern auch in Zungen singen.

Die Versammlung schwelgt im Glück. „Dank, o Jesu! Dank, daß du gekommen bist!" Die Menge dankt, noch leidenschaftlicher aber die kleine Schar der Geistgetauften. Einer der Leiter der Bewegung steht bei einem jungen Mädchen, das von allen Schauern der heiligen Ekstase gepackt ist, und legt ihm die Hand aufs Haupt. Die Augen dieses schönen Geschöpfes kann man nicht so leicht vergessen. Wie schauerlich wird ihr diese Stunde vielleicht für ihr Leben mitspielen! Und noch viel grauenvoller ist der Gedanke an die Kinder, die in diesen Saal mit hineingeschleppt worden sind. Denn diese Kinder sind nicht als passive Zuschauer da, sondern auch auf sie ist es abgesehen. Eine der Rednerinnen erzählte von einem Kinderheim, in dem sämtliche Kinder — und es sind einige darunter, die sich kaum von der Milchflasche entwöhnt haben — die Feuertaufe empfangen haben. „Jesus only", dieses Wort hat ein zweijähriges Wurm der Versammlung als Gruß übermittelt. Man denkt mit Schaudern etwa an Zinzendorfs Kinder, die, wenn die Legende recht berichtet, mit zwei Jahren bereits das halbe Gesangbuch zitieren konnten. Hier wäre einmal ein Betätigungsfeld für unsere Jugendschutzvereine!

Pastor Barratt nannte die Zungensprache auf der Konferenz einmal das Esperanto des Geistes. Aber eine Sprache hat doch nur dann Zweck, wenn man sie wirklich versteht. In Großalmerode folgte auf die Aussprüche der Zungenredner alsbald auch die Auslegung. In Zürich waren keine Ausleger zur Stelle. Lag das an der Sprödigkeit des Materiales, oder meinte man — was gar nicht so töricht wäre — daß das Unausgesprochene, das in die tiefen Schleier des Geheimnisses Gehüllte eine stärkere mystische Kraft ausstrahlt als ein klarer nüchterner Begriff oder Gedanke? Verloren haben wir ja nicht viel daran, denn die Auslegungen der Casseler und Almeroder Offenbarungen bieten das Menschenmögliche an Fadheit und Saftlosigkeit. Phrasen, leere Phrasen, die in dieser Aufmachung direkt peinlich wirken. Ich habe übrigens in Großalmerode die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß ein und dasselbe Wort in der Zungensprache die verschiedenste Bedeutung haben kann. Ein schwerhysterisches Geschöpf schrie damals einen ganzen Abend lang nichts als Tojetojetojetojeto! Bald klang es wütend, bald klagend, bald tröstend, bald drohend, und je nach dem Accent, mit dem es gegeben ward, wollte es immer wieder ganz Anderes besagen. Auch fiel es auf, daß ganz kurze Aussprüche oft einen langen umständlichen Satz zur Auslegung erforderten, während eine ausführliche Rede mit einigen Worten wiederzugeben war.

Pastor Paul, der offenbar den Ehrgeiz hat, sich zum Systematiker der Bewegung aufzuschwingen, hat sich durch diese etwas irritierenden Beobachtungen nicht abhalten lassen, den Geheimnissen der Zungensprache weiter nachzugehen. Er achtete auf die in den Zungenreden am häufigsten vorkommenden Worte und fand, daß die Worte ea und tu an der Spitze marschieren. Da kam ihm nun der Gedanke, daß ea Jesus

heißen müsse, und er versuchte in Zungen zu sagen „Mein Jesus". Richtig: es kam zuerst ein anderes Wort, dann ea. Ebenso glückte das Experiment, wie er „Lieber Jesus" aussprechen wollte: wieder das ea am Schluß. Quod erat demonstrandum: ea heißt Jesus. Ebenso brachte Paul heraus, daß tu nichts anderes als Gott heißt. Und nun schritt er auf seinem erfolgreichen Wege weiter fort. Er mühte sich ein Lied in der Zungensprache zu singen: „Laßt mich gehen", und da machte er, nach seinen Worten, eine höchst wunderbare Erfahrung. Während er sang, „kamen die Worte der Zunge so, daß sich alles genau reimte." Hier ist das Lied:

Schua ea, schua ea,
O tschi biro, ti ra pea
Akki lungo, ta ri fungo
U li bara, ti ra tungo
Latschi bungo ti tu ta.

Pastor Paul ist ganz entzückt von diesen schönen klingenden Reimen.

Einem Kenner der okkulten Phänomene wird die Aehnlichkeit dieses Zungenredens mit den Darbietungen der spiritistischen Sprechmedien sofort in die Augen fallen. Das Zungenreden ist nach Ansicht seiner Anhänger das Werk des heiligen Geistes; für die Trancereden werden von den Spiritisten die Spirits der Verstorbenen verantwortlich gemacht. Es ist ja durchaus menschlich begreiflich, daß derartige Anschauungen aufkommen können, denn in beiden Fällen handelt es sich offenbar um Erscheinungen, bei denen das Bewußtsein, die Denkfähigkeit, mehr oder weniger vollständig ausgeschaltet ist. Ich attestiere den Zungenrednern wie den Medien im allgemeinen bereitwilligst ihre Ehrlichkeit. Sie glauben, nichts Anderes als ein Gefäß zu sein, in das sich ein fremdes Leben mit der Fülle seiner Lebensäußerungen hineinsenkt, und keinen Augenblick zweifle ich daran, daß sie auch tatsächlich in den meisten Fällen als Werkzeuge handeln, automatisch mit sich geschehen lassen, was eben mit ihnen geschehen soll. Aber es fragt sich, wer sitzt in dieser Zeit am Ruder? Wer ist es, der sie zwingt, sich durch sie und aus ihnen heraus dokumentiert? Die spiritistischen Medien weisen gerne darauf hin, daß ihre Trancereden oft einen anderen Stil tragen, als das, was sie außerhalb der Seancen von sich verlauten lassen. Zugegeben! Zugegeben auch, daß oft das Niveau dieser automatischen Manifestationen auffallend hoch ist und ihrem sonstigen Bildungsgrad nicht entspricht. Aber was ist damit bewiesen? Aus der Geschichte der Hypnose könnten wir heute doch schon das Eine gelernt haben, daß das Unterbewußtsein, so bald auf die eine oder andere Weise die Fülle der uns auf Schritt und Tritt entgegenstehenden psychischen Hemmungen beseitigt ist, sehr wohl Außerordentliches, ja Verblüffendes zustande bringen kann. Ich bin vollständig davon überzeugt, daß Madeleine Guipet in der Hypnose unendlich viel genialer tanzt, als im Wachen. In Annaberg lernte ich vor mehreren Jahren einmal ein junges Mädchen kennen, das von ihrer Umgebung als eine Neuinkarnation Christi verehrt wurde; augenscheinlich nur deshalb, weil das einfache Ding vom Lande salbungsvoll und gebildet wie ein Pfarrer reden konnte. Daß hier ein ganzes Heer von neuen Möglichkeiten liegt, ist dem großen Publikum bisher noch immer nicht recht zu Bewußtsein gekommen. Denn sonst — ja sonst hätten die Zungenredner gewiß nicht so leichtes Spiel gehabt; sonst würden die Geister der Verstorbenen nicht so hoch im Kurse stehen, wie sie es augenblicklich tun; sonst — sonst wären wir gewiß dem Mittelalter schon ein Stückchen ferner gerückt, als es heute der Fall ist.

Zum Schluß sei noch ein Wort über die praktische Wirksamkeit der Pfingstleute gesagt. Ihr oberstes Ziel ist natürlich, Seelen zu bekehren; sie für die Taufe mit Feuer und Geist aufnahmefähig zu machen. Aber die Kraft, die ihnen verliehen ist, soll auch noch nach anderer Seite hin ausgemünzt werden. Mit ihrer Hilfe versuchen sie den Teufel und seine Geister auszutreiben. Der Teufel spielt in dieser religiösen Bewegung eine größere Rolle, als man meinen sollte. Wenn die Darbietungen der Zungenredner allzuwahnsinnig und nichtssagend werden, wenn die Szenen, die sich da im Betsaal oder im Kämmerlein abspielen, allzu ekelhaft und widerlich sind, so hilft man sich einfach damit, daß man den Teufel dafür verantwortlich macht. Jawohl, der Teufel existiert sehr leibhaftig für diese Pfingstgesellschaft, und ihrer viele mögen sich ihn sicherlich noch nach mittelalterlicher Weise mit Hörnern und Bocksfüßen und dem diabolischen Schwanz vorstellen. Unter solchen Umständen kann es durchaus nicht Wunder nehmen, wenn in diesem Milieu regelrechte Teufelaustreibungen vorkommen. Von den furchtbaren „Kämpfen", die sich da abspielen, wird dann in hochtrabenden Worten in den Versammlungen Bericht erstattet.

Und daneben steht der zweite Feind: die Krankheit. In Großalmerode sprach ich seiner Zeit mit einem Mädchen, das durch die Pfingstleute gesund gebetet werden sollte. Die Arme, die seit vier Jahren gelähmt war, wurde in eine Versammlung geschleppt und von einer fanatischen russischen Gräfin, die dort längere Zeit bei den Ekstatikern gastierte, in ihrem Wagen hochgehalten, und aufgefordert den Wagen zu verlassen. Dabei stürzte sie, und erlitt schwere Quetschungen an Knie und Ellenbogen. Diese „Heilung" brachte ihr Leben in schwere Gefahr. Das ist ein Fall von vielen. Auch in Zürich drängten sich die Blinden und Lahmen an das Podium heran. Und daneben kommen auch Magenkranke, Nervöse, selbst Krebskranke. Erfolgt die Heilung nicht, so erklären die Schlauberger, daß der liebe Gott die Krankheit nicht fortnehmen wolle, da sie dem Menschen oft zur Besserung und Stärkung von ihm gesandt werde. Mit den Kranken wird gebetet und immer wieder gebetet, und man verlangt von ihnen die radikale Verabschiedung ihres Arztes. Eher kann die Kur nicht beginnen. Natürlich kursieren in den Kreisen der Gläubigen die fabelhaftesten Heilungsgeschichten, und der Leiter einer deutschen Pfingstgemeinschaft erklärte allen Ernstes, daß es ihm sogar gelungen sei, zwei Tote wieder zum Leben zu erwecken. In welch großer Zeit leben wir! Zufällig vergaß der liebe Bruder nur, die Namen als Beleg zu dieser Geschichte zu nennen. Ich glaube, an der näheren Prüfung durch kritische Gemüter ist den Pfingstleuten nicht allzuviel gelegen.

Trotz alledem — man wird die Pfingstleute nicht als Betrüger ansehen dürfen. Sie glauben an ihre Predigt, an ihre Zungen und an ihre Totenerweckungen. Sie glauben, weil sie glauben möchten. Selbstbetrüger sind sie, Betrogene sind sie. Man wird vielleicht finden, daß ich bei diesem Tatbestande meine Waffen zu scharf geschliffen habe. Aber man bedenke auch, daß irrende Phantasten einem Volk, einer Kultur viel gefährlicher werden können, als die schamlos raffinierten Betrüger. Dowie, der schlaue Yankee-Prophet, war weit weniger zu fürchten, als Barratt, der Verkündiger des neuen Pfingstsegens. Darum: Augen auf! Eberhard Buchner

## Das Volk im französischen Kongo verblutend unter dem Monopol-System

Die französische Nationalversammlung, in der Sitzung vom 15. Mai 1791, beschäftigte sich mit der Durchführung der neuen Volksfreiheit zu Gunsten der Neger in den Kolonien. Es wurde eingewendet, daß dies eine bedenkliche Zwietracht unter der Bevölkerung der französischen Besitzungen zur Folge haben werde. Der Deputierte Dupont de Nemours erwiderte:

Si cette scission devait avoir lieu, s'il fallait sacrifier l'intérêt ou la justice, il vaudrait mieux sacrifier les colonies qu'un principe.

In der Tat drang dieses Prinzip durch: es war einer der letzten Regierungsakte Napoleons I., die Sklaverei in den französischen Kolonien aufzuheben. Noch in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts blieb man — nicht nur in den Antillen — sondern in Afrika selbst diesem Grundsatz getreu. Die erste Anlage, die sich später zu dem, an Ausdehnung ungefähr Europa gleichkommenden „französischen Kongo" erweiterte, war an der Mündung des Gabon, wo der Kommandant eines Schiffes, das einen mit Sklaven befrachteten Segler aufgebracht hatte, mit dieser lebendigen Fracht die Stadt Libreville gründete.

Und heute! Unter einem blutigen Regiment seufzt der ganze französische Kongo vom Aequator zum Tschad, denn das ganze ungeheure Gebiet ist seit etwa 1900 (Dekret vom 19. Juli 1899) einer Menge von Konzessionsgesellschaften ausgeliefert, die, genau nach dem Muster des Belgischen Kongostaats, über die Bevölkerung eine Sklaverei gebracht haben, von der man erst durch die neuesten Enthüllungen einen — geradezu entsetzlichen Begriff erhält.

Es ist, angesichts dieser unglaublichen Zustände, fast ein Unrecht, wenn die öffentliche Meinung nur dem belgischen Kongo ihre schmerzliche Aufmerksamkeit zuwendet. Viel schlimmer, viel unentschuldbarer ist das französische System im Kongo, weil es sich hier um eine große Nation handelt, welche durch humane und liberale Regierung ihrer übrigen westafrikanischen Kolonien Senegal, Dahomey, Elfenbeinküste und die kleinern Gebiete im Golf von Guinea verdiente Anerkennung genießt, welcher eine alte koloniale Erfahrung zu Gebote steht, und welche dennoch im Kongo die schlimmsten Beispiele des belgischen Nachbars nicht nur nachahmt, sondern — übertrifft.

In der Tat ist es die Ansteckung aus dem „Kongofreistaat“, welcher die Franzosen nicht widerstanden. Der blutige Gewinn Leopolds und seiner Satrapen, der von ihm gegründeten oder patronisierten Gesellschaften, hat die Nachbarn unter der Trikolore nicht schlafen lassen, und sie sind der Verführung erlegen. Statt mit der Handelsfreiheit zu arbeiten, wie in Dahomey und Konakry, haben sie den ganzen Kongo (genauer $^{19}/_{20}$ desselben) unter 40 Gesellschaften verteilt, ihnen das ausschließliche und umfassende Monopol auf alles Land und alle Erzeugnisse des Bodens, faktisch auch mit Inbegriff der Arbeitskraft der Neger, auf dreißig Jahre übergeben und sich nebst einer fixen Gebühr 15% des Reinertrags vorbehalten. Im Durchschnitt kommt auf eine Gesellschaft eine Million Hektare. Den Eingeborenen bleiben nur ihre Dörfer und das zu ihrem Unterhalt nötige Pflanz- und Weideland vorbehalten; sie dürfen (tatsächlich müssen) nur an die Gesellschaft Produkte abgeben, welche den Preis dafür bestimmt. Psychologisch merkwürdig ist, daß in diesem monströsen Dekret die Bestimmungen der Berliner Akte von 1885 vorbehalten werden, welche bekanntlich jedes Monopol verpönt. Man frägt sich, auf welche Leser eine so dreiste Satire berechnet ist.

Man wird Niemand beleidigen, wenn man behauptet, daß das Personal dieser Gesellschaften an Qualität das bedenklichste ist, welches je auf eine schwarze Bevölkerung losgelassen wurde. Freilich waren es zum guten Teil Belgier, die im Kongo ihres Königs Leopold bereits ihre blutigen Sporen verdient hatten und sich auch — wo etwa eine Untersuchung in Folge haarsträubender Vergehen ihnen auf den Leib rückte — mit zynischer Offenheit zu ihrer Entschuldigung auf die Praxis beriefen, nach welcher drüben im Kongostaat der Kautschuk den Schwarzen abgepreßt werde. Von jetzt ab ist überhaupt die Geschichte des französischen Kongo lediglich ein Plagiat der belgischen Kongogeschichte, wie die nachstehenden einzelnen Züge dartun werden; mit dem einzigen Unterschiede etwa, daß Frankreich nicht en Régie weite Domänen seines Kongo verwaltet, wie Leopold, sondern dies Geschäft den Gesellschaften überläßt, und daß die Gesellschaften so flibustiermäßig, so liederlich arbeiten, daß die glänzenden Gewinne, die im belgischen Sklavenstaat blühten, sich im Norden des Kongostroms unter der Trikolore nicht einstellen wollten, sondern daß von diesen konzessionierten Raubnestern manche so ziemlich knapp vor dem Bankerott stehen. Es gibt natürlich Ausnahmen, aber es sind darunter solche (Lobaye), die nicht durch humane oder vernünftige Verwaltung ein besseres Resultat erzielten, sondern — offizieller Ausdruck im Inspektoratsbericht — par un bond dans le sang, das heißt zu deutsch, dadurch, daß sie in Blut förmlich zu waten begannen.

Um die Zeit der Gründung dieser vierzig Gesellschaften fiel denn auch der edle de Brazza, der den französischen Kongo eigentlich geschaffen und ihn seither in menschenfreundlichstem Sinn als Kommissär verwaltet hatte, in Ungnade und wurde brüsk und sans phrase zurückgerufen. Und nun begann das Treibjagen, und bald auch loderten überall die zur Verzweiflung getriebenen, sonst eher sanften und lenksamen Stämme der Eingeborenen in Aufständen und Auswanderungen auf. Strafexpeditionen wurden nötig, die allemal mit „heroischen Siegen“ endeten, aber — verödete Landstrecken hinterließen, wo einst blühende Dörfer sich aneinander reihten.

Als im Jahr 1905 die Missetaten der zwei Regierungsagenten Gaud und Toqué in Frankreich bekannt wurden, welche ohne irgend einen ernstlichen Vorwand den Schwarzen Sapke durch eine, in seinen Leib getriebene Dynamitpatrone zerreißen ließen, sah man sich in Paris genötigt, genau wie in Brüssel ein Jahr vorher, eine Untersuchungskommission in den Kongo zu senden, in der Person desselben de Brazza, den man abberufen hatte, um dem neuen System Platz zu machen. Die Mißwirtschaft und die Greuel, welche er vorfand, waren der Art, daß er auf der Rückreise an gebrochenem Herzen starb, und daß man auf seinen Bericht hin notwendig mit eisernem Besen die zu eigentlichen Flibustierbanden ausgearteten Konzessionsgesellschaften hätte ausfegen müssen, wenn der Inhalt des Berichts veröffentlicht worden wäre. Aber gerade die Reinigung des Augiasstalls war, was man in Paris nicht wagte, und deshalb wurde auch der Blut, Tränen und Schande aller Art offenbarende Bericht — unter dem Vorwand der Unleserlichkeit — nie vorgelegt. Dem überlebenden Begleiter de Brazzas, Professor F. Challaye, verdanken wir die Darlegung der trostlosen Zustände. Wir geben hier, hauptsächlich nach den spätern amtlichen Rapporten einzelner Regierungskommissäre, eine kleine Blumenlese von Tatsachen.

Seit 1900, zu einer Zeit, als noch kein einziger Regierungsbeamter im M'Poko-Gebiet stationiert war, war dort eine Gesellschaft konzessioniert, die sich Agenten aus dem benachbarten belgischen Mongalla verschrieb. Es ist überflüssig sie zu charakterisieren: man weiß ja, wie es dort zuging. Die Resultate waren auch gleich glänzend: man erwarb 5000 Kilo Kautschuk per Monat, der auf 40 Cts. per Kilo zu stehen kam, während man ihn zu 10 Fr. verkaufte. Aber leider blieb eine so flotte Geschäftsgebahrung nicht lange verborgen: geraubte und als Geiseln eingesperrte Weiber, in Menge ermordete Männer, verbrannte Dörfer, das war das Geheimnis der gesegneten Bilanzen. Denn genau wie drüben an den Gestaden des Mongalla, hatte man auch hier Kannibalen militärisch organisiert und sie mit trefflichen Gros-Flinten, mit Bajonnet und reichlicher Munition gegen die Schwarzen losgelassen. Die Untersuchung ergab für den weißen Agenten Herrn P. gegen dreißig solcher Verbrechen; er bediente sich namentlich eines Eingeborenen Kongobuka, der ihm durch die leeren Patronenhülsen die Anzahl der Erschossenen jeweilen nachweisen mußte. Dieser Wilde schoß einen Mann nieder, weil er seine Frau zurückverlangte, die ihm Kongobuka entrissen hatte; einen andern, der sich aus Furcht auf einen Baum geflüchtet, schoß er sofort herunter. Doch ist Herr S. in Baba seinem Kollegen noch überlegen. Er rüstet eine Kolonne von zwölf bewaffneten Wilden aus, läßt in der Morgendämmerung ein Dorf, das mit dem Kautschuk in Rückstand ist, überfallen; von zwölf noch schlafenden Leuten erschießt man neun und führt drei Weiber weg. Darunter ist die Tochter des Häuptlings Kolongo, der nach zwei Tagen sich in die Mördergrube des Herrn S. wagt und die Tochter zurückfordert. „Gegen dreizehn Säcke Kautschuk kannst du sie wieder haben“ war die Antwort des Agenten. Und was war das Ende des Strafprozesses gegen die Herren P. und S.? Genau dasjenige vieler solcher belgischer Kongoprozesse; die weißen Angeklagten wurden freigesprochen, Kongobuka und fünf andere schwarze Treiber zu Kerkerstrafe verurteilt. Wie konnte man auch solche arme Agenten verantwortlich machen, die um einen Monatslohn von 115 Franken im Urwald des Kongo ihr bitteres und schmales Brot verdienten, während der eigentliche Schuldige die M'Poko Gesellschaft war, welche von ihren Angestellten eben diese und keine andere Art der Herbeischaffung des Kautschuk verlangte! Umsomehr, als die Gerichtsbehörde in Besitz der Korrespondenz zwischen dem Direktor der M'Poko und den Agenten gelangt war, wo es z. B. heißt:

Vergessen Sie nicht, daß in diesem Lande jedes unkluge Wort uns verderben kann. Passen Sie scharf auf, welche Ausdrücke Sie

# Grenzmarken-Korrespondenz Nr. 5

**Monats-Ausgabe** **Nachdruck erwünscht**


## Die Heimatlosen. Aus Nordschleswig*)

Es ist einer von den tragischen Widersprüchen hier in Nordschleswig, daß es eine Menge Heimatloser gibt, die in der Heimat festgewurzelt sind wie nur einer, hier geboren, hier aufgewachsen, hier vertraut mit Landes Sitte und Landes Arbeit, überall anderswo fremd — und doch heimatlos. Sie haben kein Recht auf diese Heimat: haben wohl ein inneres, ein durch ihr Leben und Arbeiten hier begründetes, aber kein formales Recht.

Es sind die Kinder hier angesessener dänischer Untertanen, die in der Zeit zwischen 1864 und 1898 hier geboren sind. Bis 1898 waren Kinder dänischer Eltern, die im Auslande geboren wurden, nicht **dänische** Staatsangehörige. Ihr Wohnsitz hier machte sie aber nach preußischem Gesetz auch nicht zu **preußischen** Staatsangehörigen. Sie sind also weder dänische noch preußische Staatsangehörige. Ob Preußen sie deswegen als Ausländer ansehen kann, ist wohl sehr fraglich. Ihrer staatlichen Zugehörigkeit nach schweben sie einfach in der Luft, haben keinen Boden, keine Heimat unter den Füßen. Seit 1898 ist es insoweit anders geworden, als seit der Zeit Dänemark auch die im Ausland geborenen Kinder dänischer Eltern als seine Staatsangehörigen anerkennt.

Es ist verständlich, wie solche Leute, die in kein staatsrechtliches Schema hineinpassen, hier inmitten des nationalen Kampfes zum **Spielball der Willkür** werden. Aber es muß ein grausames Spiel werden, wenn man mit Menschen spielt um ihr Recht an die Heimat. Und so ist die Lage: Nicht als wissenschaftliche Doktorfrage, sondern als nationale Machtfrage ist die Frage des Rechts dieser Staatslosen an die Heimat aufgefaßt worden. Man geht tatsächlich daran, diese Staatslosen fühlen zu lassen, daß sie kein Recht haben auf Heimat und Boden hier in Nordschleswig — und weiß doch nicht, wohin mit ihnen, weil Dänemark sie nicht anzunehmen braucht. Da spielt man mit ihnen herum von Kreis zu Kreis, am liebsten schiebt man sie nach Süden in rein deutsches Gebiet hinein, bis man doch wieder Bedenken trägt und nicht recht weiter weiß. So liegt die Sache gerade jetzt. Schon viele Familien haben darunter leiden müssen; eine Reihe von Fällen, wo brutal alle Pietätsrücksichten außer Acht gelassen sind, wären zu verzeichnen. Augenblicklich ist die ganze Sache ins Stocken geraten; denn jetzt werden die Gerichte sprechen.

Wie ist dem **Aergernis** abzuhelfen und der **Schwierigkeit** der Lage? denn beides liegt vor. Fassen wir erst die Schwierigkeit ins Auge. Diese unglücklichen Nachkommen dänischer Staatsangehörigen, die man auf etwa 2000 (!) schätzt, werden weder von Preußen noch Dänemark anerkannt, sind also gar keine Staatsbürger. Was sind sie denn? — Na, mancherlei —: sie sind ruhige verschüchterte Leute, Söhne und Töchter Nordschleswigs, sind Landleute, Knechte, Mägde, Gewerbetreibende, sind z. T. Familienväter oder Mütter, sind auch — sagen wir einmal — zum größten Teil **dänische Kulturbürger.** Und eben das weiß die preußische Regierung und hat deswegen wenig Neigung, ihrerseits ein dem preußischen Staat zum größten Teil innerlich fremdes Element diesem Staat einzugliedern. Das ist durchaus verständlich. Warum soll, ohne daß eine Verpflichtung dazu vorliegt, der Preußische Staat an einer seiner wunden Stellen durch eine ganze Zahl von Staatsbürgern ohne Staatsgesinnung sich selbst ergänzen?

Das wäre also die Frage, ob wirklich eine Verpflichtung vorliegt. Wir fragen hier auch nach der moralischen Verpflichtung. Es kann kaum eine Frage sein, daß es ein Aergernis ist so wie es geschehen, solche staatslose Leuten planlos herumzustoßen, und daß es eine politische Torheit ist. Bringt man sich doch durch solches Drangsalieren und Verletzen eines der tiefsten und besten Gefühle des Menschen, der Heimatsliebe, um den öffentlichen Kredit.

Freilich, eine moralische Verpflichtung, diese Leute in den Preußischen Staatsverband aufzunehmen, wird bestritten. Man könnte sie ja auch ohne dies wohnen lassen, wie bisher, eben durch Erteilung der aus so fragwürdigem Recht verweigerten Siedlungserlaubnis. Oder kann man auch darüber hinaus mit gutem moralischen Recht in Dänemark vorstellig werden, daß dieses sich gefälligst auf seine Pflicht besinne und die Leute als seine Kinder in den dänischen Staatsverband aufnehme? Man verfolgt ja doch seit 1898 diese Praxis und, wenn kein geschriebenes Recht vorliegt, spräche doch alles natürliche Recht für eine solche Ordnung!

In Dänemark ist diese Frage längst geprüft, schon 1898 bei Annahme des neuen Indigenatsgesetzes. Aber aus Rücksicht auf die Heimatlosen wurde dem Gesetz keine rückwirkende Kraft gegeben. Denn das Ausland hat kein Vertrauen zu preußischer Humanität; wollte Dänemark die zum Teil vom Großvater her in Nordschleswig beheimateten Heimatlosen als Untertanen adoptieren, so wäre eine neue Rute gebunden für eine neue Köllerfaust! So lange sie heimatlos sind, muß Preußen sie dulden. Preußen hat auch eine moralische Pflicht, sie zu dulden. Seine eigene Verwaltung hat diesen Zustand der Rechtlosigkeit werden lassen: soll Dänemark den Schaden schlechter preußischer Verwaltung auswetzen? Und sollen denn nun die Heimatlosen selbst büßen für die Fehler unsrer Beamten? Gewiß ist es unser gutes Recht, zu verhüten, daß Auswanderer ohne Indigenat sich bei uns einnisten, — aber wenn wir einmal solchen Aufnahme gewährten, wie können wir den in unserm Lande geborenen Kindern das versagen, was wir den Eltern gaben?

Unsere Nationalisten fordern laut die dänische Adoption der Heimatlosen. Dann kann der Preußische Staat sie ausweisen, wenn es ihm paßt. Dann gibt es einige Geißeln mehr in Nordschleswig, denen man zu Leibe kann, wenn die Anderen, denen man nicht zu Leibe kann, preußische Staatsbürger mit dänischer Gesinnung, unbequem werden. Aber es wäre doch nur ein Handeln rein nach formalem Recht. Hier greifen wir noch einmal auf das schon gebrauchte Wort „dänischer Kulturbürger" zurück und hätten allerdings den dringenden Wunsch, daß der preußische Staat sich so etwas wie einen **dänischen Kulturbürger innerhalb des Staatsganzen** denken könnte, ohne es als staatsgefährliche Erscheinung anzusehen. Wenn die große Zahl dänischer Staatsangehöriger hier in Nordschleswig wirklich gleichzeitig freie dänische Kulturbürger sein und als solche sich bewegen könnten, so hätten sie größteneils gar kein Bedürfnis, naturalisiert zu werden und mitzureden in preußischen Staatsangelegenheiten, für die sie doch kein Herz hätten, — und wozu sollte man ihnen dann dies Recht geben?! Nun aber läuft der dänische Staatsangehörige, der an von hiesigen Vereinen veranstalteten Turnübungen teilnimmt oder einem im Versammlungshaus gehaltenen Vortrag zuhört und dgl., Gefahr, ausgewiesen zu werden, weil er „irredentistische" Bestrebungen stütze. Wegen dieser Unsicherheit will man hinein in den schützenden Staatsverband, für den man sonst nichts übrig hat! Man nehme diese Unsicherheit weg, lasse endlich die Furcht vor der „Irredenta", gebe allen diesen Leuten wieder das sichere Heimatsgefühl: nur dann könnte man auch Dänemark verstehen lassen, was seine Pflicht ist! Das wären klare Linien, die unsre Nordschleswigsche Politik in ein neues Geleis bringen könnten. Ein „Ade" den kleinlichen Polizeischikanen, ein fester Wille zugleich, nicht selbst sich Staatsbürger schaffen zu wollen, die voraussichtlich unserm Staat nicht freundlich gesinnt sind. Und vielleicht würde man am Ende auch freundliche Gesinnungen ernten!

*) Aus Nr. 5 der Zeitungsausgabe, vom 30. November. Alles Uebrige aus Nr. 5b, vom 22. Dezember 1910.

---

## Das dänische Reichstagsmandat

Wie bekannt, hatte der dänische Reichstagsabgeordnete **H. P. Hanssen** erklärt, nicht wieder kandidieren zu wollen, sondern einem jener Gegner im eigenen Lager, die noch immer vor der Mumie des § 5 ihre politische Andacht verrichten, den Vortritt zu lassen. Nach mehrwöchigem Suchen stand diese „Opposition" vor der Bezeugung der eigenen Ohnmacht: sie fanden keinen unter ihren Leuten, der glaubte, in Berlin eine geschicktere Politik führen zu können, als Hanssen schon bisher tat. Dieses Armutszeugnis ist umso auffallender, als die „Opposition" im Dänischen Wählerverein von 50 Stimmen für sich 27 hatte. Wenn sie trotz ihrer numerischen Uebermacht unter den Vertrauensleuten einen so blamablen Verzicht beschließen mußte, so lag das nicht nur an der Unmöglichkeit, eine andere als die Hanssensche Politik zu vertreten, sondern auch an der deutlichen Tatsache, daß die Wähler der Vertrauensmänner in weit überwiegender Zahl für Hanssen und seine ruhige, im Rahmen des Gesetzes sich bewegende Politik waren, daß also die jetzige Zusammensetzung des Wählervereins nicht dem Willen der Bevölkerung entspricht.

Es hätte nahe gelegen, den Wählerverein aufzulösen, und es wäre für uns Deutsche eine angenehme Ueberschau gewesen, genau die Stärke der „irredentistischen" Minorität zu kennen. Es wurde diese Auflösung auch im Lager der Dänen heftig gefordert. Aber für die dänische Bevölkerung hätte eine Neuwahl von Vertrauensmännern unter solcher Parole unter Umständen zu einer Spaltung in zwei Parteien geführt. Denn die Führer der Opposition sind von dem § 5 wie von einer fixen Idee befallen, und fanatisch, wie Leute solchen Schlages. Darauf hat Hanssen es wohl nicht ankommen lassen wollen, und so ist die überraschende Wendung, daß Hanssen doch wieder die Wahl annimmt!

Allerdings, bei völlig veränderter Situation. Hanssen hat gründlich seinen Parteimarodeuren gezeigt, daß es ihm ernst ist und daß sie ohnmächtig sind ohne ihn; er hat der Bevölkerung gezeigt, wie schädlich das Treiben dieser Oppositionsagitatoren für sie ist, wie insbesondere diese Männer die Schuld tragen, daß nicht soviel Optanten naturalisiert wurden, als Anspruch darauf hatten. Damit ist der Bevölkerung aufgegangen, was für schwere, reelle Preise von der Gesamtheit gezahlt wurden für ein blöd-romantisches Spiel mit Lostrennungswünschen und -Hoffnungen weniger unverantwortlicher Parteiapostel, von denen der eine gar ein naturalisierter — Schwede ist. Hanssen selber, der sich wohl zuerst durch die große Zahl Oppositionsleute unter den Vertrauensmännern beirren ließ, hat in dieser Krise genau erkannt, daß die Bevölkerung hinter ihm und nicht hinter seinen Gegnern steht. Vollends gilt das für die Bevölkerung seines Wahlkreises. Denn während der Wählerverein für ganz Nordschleswig — also auch für den Wahlkreis Tondern, wo die Dänen den Freisinnigen, und Flensburg, wo sie den Sozialdemokraten in der Stichwahl Hilfe leisten, letzteres, weil hier der Freisinn chauvinistisch auftritt — konstituiert ist, wird Hanssen eben im nördlichsten Wahlkreise, dem Kreise Hadersleben und Alsen, gewählt: und diese **seine wirklichen Wähler stehen in ihrer übergroßen Mehrheit geschlossen hinter ihm,** sowie auch die beiden dänischen Landtagsabgeordneten zu ihm und seiner Politik stehen.

Es wäre also Hanssen ein Leichtes gewesen, nach Auflösung des jetzigen Wahlvereins einen neuen, ihm und der Majorität der Be-

völkerung angepaßten zu erhalten. Aber um welchen Preis, war bei dem Fanatismus seiner Gegner nicht abzusehen. Zudem erreicht er auch so ganz dasselbe. Denn bei jeder kommenden Ergänzungswahl wird die Bevölkerung selber schon darauf achten, daß ihre oberste Organisation von solchen zerstörenden Elementen je länger je mehr gereinigt wird.

Dafür boten sich Hanssen durch Entgegenkommen von seiner Seite, durch den Willen zur Verhandlung, Vorteile von ungleich wichtigerer Bedeutung. So hat er Fortschritte zu strafferer Organisation seiner nationalen Vereine erzielt, die sich für uns Gegner vorerst nicht abmessen lassen. Oeffentlich liegt der Erfolg für Hanssen vor, daß auch bei abweichenden Ansichten die Presse des dänischen Lagers weder unter einander noch wider die drei Abgeordneten öffentliche Kritik richten darf. Darin war sie im letzten Jahre groß, und es war für uns Deutsche gewiß angenehm, durch diesen Zwiespalt unter den Dänen genau über ihre Stimmungen und Richtungen orientiert zu werden. Wenn das aber soweit ging, daß die Staatsrechtlich-protestierenden die nationale Beruhigungspolitik Hanssens gefährdeten, können auch wir das nur bedauern. Denn es ist zu deutlich, daß Hanssens vernünftige Art, ohne seine dänische Gesinnung zu verbergen, doch wesentlich zur Abdämpfung der nationalen Leidenschaften beiträgt.

Hanssens Erfolg ist kein reinlicher. Nach wie vor lauert ihm eine grimmige Opposition im eigenen Lager auf, und nur die Bevölkerung selbst wird diese bei den Vertrauensmännerwahlen ausmerzen können. Hanssen hat seinen Erfolg auch so noch teuer bezahlt. Denn alles, was er in Berlin durch loyale Unterhandlung mit der obersten Regierung und mit Parlamentariern zur Erleichterung der Zustände in Nordschleswig erreicht hat, hat er offen darlegen müssen und damit unsere Nationalisten zu Gegenminen in Berlin provoziert. Es wird ihm vorerst schwer werden, wieder in gleichem Sinne in Berlin zu arbeiten.

Für uns Deutsche aber hat diese ganze Affäre nach zwei Seiten ein Angenehmes. Einmal hat die nordschleswigsche Bevölkerung selbst unwidersprechlich dargetan, daß sie keinen Irredentismus, geschweige denn Landesverrat will. Aber auch die große reichsdänische Presse hat in überwiegender Zahl — selbst offiziöse Stimmen der dänischen Regierung! — sich dahin entschieden, für **Hanssen** und gegen die **„Irredenta“** Stellung zu nehmen. Ja sogar die Zeitung „Köbenhavn“, der wir sonst öfters dänischen Chauvinismus vorwerfen mußten, hat in seltener Objektivität vier lange Artikel unseres heimdeutschen Dichters Erich Schlaikjer gegen die „Opposition“ angenommen, die das Klarste und Schärfste von allem enthielten, was in dieser Zeit von deutscher oder dänischer Seite gegen „Irredentisten“ geschrieben werden konnte. **Dänemark wie Nordschleswig stand nie so fern dem utopischen Gedanken, auf Grund des § 5 des Prager Friedens eine deutschfeindliche Politik aufzubauen, als heute.**

Wir lesen in dänischen Blättern die offene Bemerkung, daß gerade angesichts der Existenz des nordmärkischen „Friedensvereins“ und unserer G. K. die dänische Bevölkerung die „Oppositionsmänner“ in Stich gelassen habe. Und die Oppositionsleute sind auch Gift und Galle gegen uns. Nun, auch die Wahl eines „irredentistischen“ Reichstagsabgeordneten könnte uns nicht abhalten, selbst dann für Gerechtigkeit und Ehre unseres Staates zu wirken. Aber es ist uns diese Erklärung der Dänen, daß mit wachsender Gerechtigkeit und Humanität, wenigstens in unserer öffentlichen Meinung, die Sehnsucht nach Lostrennung vom deutschen Reiche auch schwindet, ein Kardinalbeweis gegen unsere Nationalisten. Druck erzeugt Gegendruck, ein haßerfülltes Regiment erzeugt haßerfüllten Protest. Man gewähre Freiheit der Kultur, Selbstbestimmung der Gesinnung, Unantastbarkeit der Familie, und es wird durch Billigkeit und Uebereinkunft in Nordschleswig zu einem erträglichen Zusammenleben kommen, und dazu trägt allen Ernstes der dänische Reichtagsabgeordnete bei.

## Geist oder Buchstabe? — oder keins von beiden?

Vor Beginn des laufenden Schuljahres erließen verschiedene dänischgesinnte Abgeordnete der nordschleswigschen Propsteisynoden in den dänischen Zeitungen Nordschleswigs einen Aufruf an die dänischredende Bevölkerung des Inhalts: alle, die auf ihre Muttersprache Wert legten, möchten dafür sorgen, daß ihre in die Schule neu eintretenden Kinder den dänischen Religionsunterricht erhielten, auf den das bekannte Sprachreskript vom 18. 12. 1888 der Bevölkerung Anspruch gebe.

Dieser Aufforderung folgend, haben dänischredende Eltern auch in solchen Gemeinden, in denen nach 1888 der dänische Religionsunterricht, weil nicht begehrt, aufgehört hatte, für ihre 1910 neu eintretenden Kinder den Religionsunterricht in der Muttersprache gefordert. Ohne Erfolg. Im Auftrage der Regierung hat ihnen der zuständige Kreisschulinspektor mitgeteilt, daß „die beanspruchte Wiedereinführung dänischen Religionsunterrichts in denjenigen nordschleswigschen Schulen, **in denen derselbe tatsächlich eingegangen ist**, abzulehnen“ sei.

War diese Verfügung vorauszusehen, wenn man sich nur an das Reskript hielt? Die in Betracht kommenden Paragraphen lauten:

„§ 1. Die Unterrichtssprache ist in den nordschleswigschen Volks„schulen in allen Lehrgegenständen mit alleiniger Ausnahme des Re„ligionsunterrichts die deutsche, doch können sich die Lehrer im ersten „Schuljahre, soweit und solange es erforderlich ist, des Dänischen be„dienen, um solche Kinder, welche des Deutschen beim Eintritt in die „Schule noch völlig unkundig sind, in dasselbe einzuführen.

„§ 2. In den Kirchspielen mit dänischer Kirchensprache wird „der Religionsunterricht in den Volksschulen nach Maßgabe der Vor„schrift unter § 3 [lediglich Ausführungsbestimmungen. D. Red.] in „dänischer Sprache erteilt, soweit nicht die deutsche Sprache bisher „schon jetzt [So!] auch bei dem Religionsunterricht zur Anwendung „gekommen ist. Auch in Zukunft kann da, wo in der Gemeinde selbst „der Wunsch hervortritt, für den Religionsunterricht von der Regierung „der Gebrauch der deutschen Sprache nach Lage der Verhältnisse ge„stattet werden.“

Der Sinn ist doch offenbar: 1. Regel sei, daß dänische Kirchensprache dänischen Religionsunterricht bedingt. 2. Unter besonderen Verhältnissen können Ausnahmebestimmungen zu Gunsten der deutschen Sprache auch im Religionsunterricht in Kraft treten. Aber wo gibt das Reskript die Möglichkeit, den dänischen Religionsunterricht in Gemeinden mit dänischer Kirchensprache, wo er beim Inkrafttreten des Reskripts bestand (nur um solche Fälle handelt es sich!), gegen den Willen dänischredender Eltern dauernd auszuschließen? Weder der Geist, noch der Buchstabe des Reskripts gestattet das; denn gegen den Vorwurf, das Gesetz sei gegen die **dänische Religionssprache** gerichtet, hat man sich deutscherseits immer gewehrt! Erhält man nicht den Eindruck, daß eine willkürliche Auslegung des Reskripts vorliegt?

## Die Volkszählung in Nordschleswig

Wie nicht anders zu erwarten, hat auch die Wahrheitstreue der kürzlich abgehaltenen Volkszählung in Nordschleswig gelitten unter den beiderseitigen nationalen Leidenschaften. Es handelt sich dabei um die Frage nach der **Muttersprache** und ob jemand **„der deutschen Sprache mächtig“** sei.

Daß Deutschgesinnte sich ihrer dänischen Muttersprache schämten und darum als Muttersprache die deutsche nannten, obwohl sie höchstens hätten sagen dürfen, daß sie ihrer mächtig seien, zeigt innerhalb der gegebenen Lage einen bedauerlichen Mangel an Wahrhaftigkeit. Eine Fälschung aber des statistischen Interesses, das der Staat an der Volkszählung hat, ist es, wenn die ehrenamtlichen Zähler selber mancherorts in höchst zudringlicher Weise ihre Kompetenz überschritten und Hausvätern die wahrheitsgetreuen Angaben eigenmächtig korrigiert haben. Oeffentliche Zeugnisse dafür liegen genug vor; ein interessanter Prozeß scheint noch nähere Aufschlüsse bringen zu sollen.

Freilich haben sich andererseits die Dänen jedes Vertrauen auf die Zuverlässigkeit ihrer Klagen verscherzt. Denn auch bei ihnen hat die nationale Leidenschaft zu unwahren Angaben verleitet. Wenn vollends ein ehemaliger deutscher Student oder ein Redakteur, der wiederholt vor Gericht ohne Anwalt sich verteidigte und der beim deutschen Militär seiner Zeit eine niedere Charge bekleidete, angegeben haben, sie seien der deutschen Sprache nicht mächtig, so wird man diese Männer mit Recht dafür verantwortlich machen, daß auch begründete dänische Beschwerden nicht ernst genommen werden. Im Innern Deutschlands aber müssen wir uns mit dem **bedauerlichen Resultat** befreunden, daß der Ausgang der Volkszählung in der Frage nach der **Sprachmächtigkeit** für Nordschleswig der Zuverlässigkeit und Wahrheitstreue entbehrt.

## Was ist dänischer Irredentismus?

Wenn von dänischem Irredentismus in Nordschleswig die Rede ist, so verstehen wir alle darunter Bestrebungen, die auf **Lostrennung** unsrer Nordmark von Preußen-Deutschland gerichtet sind. Also Bestrebungen landesverräterischer Art. Ist es nicht so? Und von dieser Voraussetzung aus billigen die meisten Deutschen im Reich, soweit sie sich um diese Dinge kümmern, den Krieg gegen das dänische Element in Nordschleswig.

Nun wird mancher Leser mit Erstaunen von den Erklärungen Kenntnis nehmen, die ein so leidenschaftlich die Dänen in Nordschleswig bekämpfendes Blatt wie das Apenrader Tageblatt über den dänischen Irredentismus gegeben hat. Es schreibt:

„Unter dem Vorwurf des Irredentismus sind zunächst keines„wegs **landesverräterische Umtriebe** zu verstehen, und zweitens „ist in der ganzen Erörterung dieser Frage stets sorgfältig zwischen „den Führern und den Verführten, der Bevölkerung unterschieden „worden. Es ist das kein Streit um Worte; der Irredentismus „umfaßt Bestrebungen und Wünsche, die von uns aus auf das schärfste „zurückzuweisen sind, die aber durchaus nicht als landesver„räterisch angesehen zu werden brauchen. Selbst ein Blatt wie „die demokratische Frankfurter Zeitung, der man doch sicherlich keine „scharfmacherischen Bestrebungen und keine dänenfeindlichen Tendenzen „nachsagen wird, gibt zu, daß man einige dänische Agitatoren „in Nordschleswig als Irredentisten ansprechen dürfe; es liegt aber „doch auf der Hand, daß es sie damit **nicht als Landesverräter** „— in solchem Fall ist natürlich der Versuch eines Landesverrats „gleich dem Landesverrat selbst zu beurteilen — hinstellen will. Wir „müssen wiederholen, daß uns wirklich **niemand bekannt** ist, der der „dänischen Bevölkerung vorwirft, sie treibe dem Landes„verrat zu, und ferner müssen wir nochmals betonen, daß in dem „ganzen nordschleswigschen Kampf stets ein Unterschied zwischen den „Führern und der Bevölkerung gemacht worden ist.“

So das Apenrader Tageblatt, ein Organ des „Deutschen Vereins.“

Es ist schon viel gewonnen für die ruhige Behandlung dieser Dinge, wenn der Deutsche Verein mit uns darüber einig ist, daß von landesverräterischen Losreißungsbestrebungen bei der dänischen Bevölkerung unsrer Nordmark nicht die Rede sein kann. Ueber „einige dänische Agitatoren“ wollen wir uns ein andres Mal unterhalten. Die politische Behandlung unsrer dänischen Staatsbürger in Nordschleswig und ebenso der Kampf für deutsche Art und Kultur wird sich jedenfalls nach dem richten müssen, was in der dänischen Volksseele lebt, und nicht nach einigen Agitatoren.

Ausgegeben 2. Januar 1911. Für die Redaktion verantwortlich Prof. Rade Marburg i. H. Verlag der Christlichen Welt Marburg i. H.
Druck von Heinrich Bauer Marburg i. H.

in Ihren Briefen gebrauchen! Brauchen Sie nie das Wort: bewaffnete Mannschaft, sondern immer nur: Milizen. Auch haben wir ja nicht die Befugnis, uns selbst Recht zu verschaffen: also reden Sie nie von Angriff oder Bestrafung, sondern nur von Notwehr (légitime défense). Unter dem Deckmantel der légitime défense können Sie Alles tun, was nötig ist im Interesse der Gesellschaft.

Begreiflich, daß der Empfänger dieses Briefes sich am Tage darauf das Leben nahm, als ein Regierungsinspektor auf seiner Station anlangte, genau wie der unglückliche Vizegeneralgouverneur im belgischen Kongo, nachdem er mit den königlichen Untersuchungskommissaren Schumacher, Janssen und Nisco eine Unterredung gehabt hatte. Dies Erwachen des Gewissens aus der Suggestion des Mammon ist noch der einzige tröstliche Zug in dem ganzen scheußlichen Bilde, welches beide Kongokolonien uns bieten.

Während auf der belgischen Seite die bewaffneten schwarzen Banden gardes forestiers heißen, hat man auf der französischen den Euphemismus travailleurs armés erfunden.

Typisch ist die Ansteckung, welche von dem unmenschlichen Verfahren der Gesellschaftsagenten sich auf die der Regierung überträgt. Ein Beispiel: Im April 1904 sendet ein Beamter einen Commis des affaires indigènes zur Einhebung der Abgabe nach Mongoumba (bei Bangui im Ober-Kongo.) Dieser weiß nichts Besseres, als sich einen Agenten der dort waltenden Konzessionsgesellschaft beizugesellen, und nun heben sie in zwei Dörfern 68 Geiseln auf, darunter 58 Frauen und 10 Kinder, sperren sie ein, schleppen sie dann nach Bangui, pressen sie in eine Hütte von sechs auf vier Meter Ausmaß zusammen, die außer der — natürlich verschlossenen — Tür keinerlei Oeffnung hat. In diesem finstern verpesteten Loch bleiben sie anfangs ganz ohne Nahrung, dann aufs elendeste beköstigt. In den ersten 12 Tagen sterben 25 der Gefangenen, und als endlich ein Arzt auf dem Posten erscheint, zeigt es sich, daß von den 68 Opfern nur noch 21 am Leben sind: 45 Frauen und 2 Kinder sind verhungert oder erstickt. Endlich jagt man die überlebenden Skelette in ihre Dörfer zurück: mehrere sterben in der Folge. Eine Frau kommt zurück, ein Kind an der Brust: es ist nicht das ihre, welches in der „schwarzen Höhle“ starb, sondern ein überlebendes, dessen Mutter dort erlag. In diesem entsetzlichen Drama waren es also die Weiber der Kannibalen, die den weißen Henkern ein Beispiel von Menschenliebe gaben. — Dies ist ein Fall vom Jahr 1904. Daß es später je besser geworden, wird von P. Mille aufs bestimmteste verneint. Führt er doch einen Bericht des obersten Beamten der Kolonie, des Generalkommissärs Mr. Martineau an den Minister an, vom Juni 1907, welcher 153 Anklagen wegen Verbrechen an den Staatsanwalt in Brazzaville sandte, und dabei klagt, es werde damit gehen wie mit allen andern ohne Ausnahme, wo es sich um die Verantwortlichkeit der Gesellschaften seit vier Jahren handelte: kein einziger der Verbrecher ist mehr in der Kolonie aufzufinden, sobald es sich um die gerichtliche Untersuchung handelt!

Aber die Verbrechen sind so offenbar, daß nichts übrig bleibt, als statt der Verfolgung der einzelnen Organe die Gesellschaften selbst zu fassen, welche solche Maßregeln anraten oder doch dulden.

Und damit kommen wir auf den schwarzen Punkt in der ganzen Frage: es ist die Allmacht dieser infamen Gesellschaften und die Ohnmacht der Regierung ihnen gegenüber. Welchen Ursachen dieser Zustand zuzuschreiben ist, kann wohl nie völlig bloß gelegt werden. Ich begnüge mich, die Worte Challayes anzuführen:

Neben den bestimmten, oft skandalösen Tatsachen, ahnt man unheimliche Intriguen finanzieller und politischer Art, alle Sorten von Schacher, Verrat, Feigheiten, Bestechungen: man riecht den Pesthauch aller schändlichen Krankheiten, an denen unsre Gesellschaft darniederliegt.

Und doch ist an Hand der Akten eine höchst achtungswerte Summe von aufrichtigster Anstrengung der unglücklichen Inspektoren festzustellen, welche gesandt wurden, in dieses höllische Treiben heineinzuleuchten. Ueberall, mit verschwindenden Ausnahmen, wurde eine zügellose Gewinnsucht nachgewiesen, die sich nicht nur über alle Vorschriften der Konzessionspatente (cahiers de charge) und Verordnungen, sondern über die elementarsten Gebote der Menschlichkeit und der Klugheit hinwegsetzt; man braucht das Menschenmaterial und die Produkte in gleicher Weise auf, ohne die Zukunft im Auge zu halten. Die Machtlosigkeit der armen Staatsbeamten wäre lächerlich, wenn sie nicht viel zu betrübend wäre. Typisch ist der Fall des „Mannes ohne Hände“, des armen Oio, der unter der Verwaltung eines Herrn Chevalier von der N'keme-N'keri-Gesellschaft in einer Weise gefesselt wurde, daß beide Hände zurückblieben. Die Untersuchung wird geführt, aber die Gesellschaft weiß solche Mittel anzuwenden, daß der erste mit der Sache betraute Untersuchungsrichter findet, der Mann befinde sich in guter Gesundheit und ganz munter (très allègre) — minus seine zwei verlornen Hände — und es falle auf Herrn Chevalier nicht die mindeste Verantwortung, sondern allein auf den Schwarzen Bombi. Später hat dann doch ein zweiter Richter den Herrn Chevalier zu 15 Fr. Strafe verurteilt. Und der Direktor der Gesellschaft hatte die Stirn, an die Behörde einen Brief zu richten (8. Mai 1907) worin er anzeigt, daß er den Herrn, um auch seinerseits eine hinreichende Genugtuung zu leisten, versetzt habe, um in der Haute-Lefini eine — neue Station anzulegen!

Im Bulletin der französischen und schweizerischen Kongoliga sind Auszüge aus den Originalberichten des staatlichen Inspektors Mr. Bobichon enthalten, welchem die Kontrolle vieler dieser Gesellschaften oblag. Ueberall fand er, neben der Mißhandlung des Volkes, eine freche Opposition gegen die von den Eingeborenen und der Regierung gleich sehr gewünschte Einführung von Bargeld, weil dadurch der Bezahlung des Kautschuk durch wertlose „pacotille“, d. h. Abgangsware und Schund jeder Art zu ungeheuren Ansätzen ein Ende gemacht würde; ebenso schroff widersetzen sich die Gesellschaften einer Ausscheidung von Territorien, in welchen die Eingebornen unangefochten leben können; sie treiben einen ausgedehnten Waffen- und Munitionsschmuggel an die wilden Stämme; sie zwangen die Steuerverwaltung, ihnen den als Abgabe eingesammelten Kautschuk zu einem niedrigen Preise abzugeben; sie einigen sich mit Häuptlingen von Räuberbanden, um die Eingeborenen zu vergewaltigen (so die Compagnie du Congo occidental am Gabon-Fluß mit einem gewissen Sada N' Diaye). Vergeblich trug Bobichon gegen etwa 14 dieser Gesellschaften auf Entziehung ihrer Konzession wegen Widerhandlungen und Unterlassung aller ihnen auferlegten Pflichten an: sie bestehen fort und sind — wie wir sehen werden — genau nach ihrem Wunsche rekonstruiert worden. Die Krone aber all dieser Siege der Gesellschaften über die Kolonialverwaltung bildet der Fall der N' Goko-Sangha-Gesellschaft. Wie Mr. Paix-Séailles mitteilt, ist das eine der Gesellschaften, die, nach den Berichten der Inspektoren, wegen fortgesetzten Waffen-, Pulver- und Kapselschmuggels, wegen der durch Mißhandlung bewirkten Aufstände der Eingeborenen trotz aller Ermahnungen, unter dem auf Entzug der Konzession abzielenden Prozeßverfahren stehn. Eine Einschränkung ihres Gebiets infolge einer Grenzregulierung mit Deutsch-Kamerun (Konvention vom 18. April 1908) hat nun dieser Gesellschaft den Anlaß geboten, vom Staat eine Entschädigung von $8^1/_2$ Millionen Franken zu verlangen, obschon im Art. 3 der Konzessionsakte der Gesellschaft aller und jeder Anspruch infolge von Grenzveränderungen förmlich ausgeschlossen ist. Aber eine solche Macht besitzen diese 40 Gesellschaften, die sich natürlich dem Staat gegenüber in ein Syndikat zusammenschlossen, daß in aller Eile, noch vor einer Audienz der Internationalen Kongoliga beim Minister Trouillot, dieser Gesellschaft, die gar nie ernstlich im Kongo gearbeitet hatte und am Rande des Ruins stand, die Summe von 2 Millionen und 389 000 Franken zugestanden wurde, als Belohnung für eine Gebarung, welche wahrscheinlich die déchéance (Entziehung der Konzession) zur Folge gehabt hätte, wenn nicht das Abkommen mit Deutschland zu Hilfe gekommen wäre.

Auch kommt in Betracht, daß alle diese Gesellschaften durch eine so fehlerhafte und entmenschte Geschäftsgebarung genau das Gegenteil von dem gewünschten Resultat erzielten: sie fanden schließlich in dem durch ihre Razzien verödeten Lande keine Arbeiter und keinen Kautschuk mehr und stehen vor dem Ruin. Blos eine Gesellschaft, die Compagnie de la Lobaye

am mittlern Kongo, überraschte durch ein ansehnliches Benefiz von 325 000 Franken für das Jahr 1904, sodaß zum erstenmal der Staat eine Tantième von 15 % zu beziehen hatte. Aber der Inspektor Mr. Bobichon fügt wörtlich bei:

Heute, genauer mit der Sache vertraut, wissen wir, wie sehr wir im Irrtum waren, wenn wir damals einen günstigen Eindruck hatten. Dieser unerwartete Sprung, von dem der Delegierte des Ministers sprach, war einfach ein Sprung in — das Blut! Unser Schweigen würde uns zum Mitschuldigen aller ihrer Verbrechen und Diebereien machen. Die Regierung hat dagegen nur ein Mittel: die Entziehung der Konzession.

Man versteht es, daß bei solchen greifbaren Folgen des Konzessionssystems im Kongo, bei dem scharfen Gegensatz, in welchem die blühenden westafrikanischen Kolonien Frankreichs, wo dieses System nicht herrscht, zu dem Elend und der Schande im Kongo stehen, sich weitester Kreise eine fieberhafte Unruhe bemächtigte und ein allgemeiner Schrei nach Abhilfe ertönte. Man versuchte es mit einer Anleihe von 21 Millionen, um der gefährdeten Kolonie zu helfen. Natürlich vergeblich. Wie es Bobichon in seinem vernichtenden Bericht über die Fernan-Vaz-Gesellschaft so bündig ausspricht: Le privilège, faveur exessive, a détruit tout progrès, so mußte um jeden Preis die Konzessions-Wirtschaft fallen, sollte endlich die Kolonie gesunden. Dies war um so leichter, als die Anwendung der Gesetze und die Bestimmungen der Pflichtenhefte, welche fast alle Gesellschaften aufs hartnäckigste und empörendste verletzt haben, reichlich hingereicht hätte, um sie wegzufegen; als Entschädigung konnten sie all den Raub betrachten, den sie sich zusammengerafft haben, „indem sie sich nicht nur über die Gesetzes-Vertrags-Texte wegsetzten, deren Beobachtung doch so leicht war, sondern indem sie die elementarsten Regeln der Ehrenhaftigkeit (honnêteté) verkannten." (Bobichon im Bericht über die Compagnie du Fernan-Vaz, Gabon).

War etwa wirklich die eine oder die andere dieser Gesellschaften eine weitere Entschädigung als die der Straflosigkeit wert: nun, so war ja Frankreich reich genug, sie zu gewähren, und der endlich erlangte Freihandel würde rasch die Einbuße gedeckt haben.

Aber grausam wurde diese berechtigte Erwartung der Kongofreunde enttäuscht. War es möglich, daß die Reorganisation des Kongo in nichts Anderem besteht, als daß die Gesellschaften **bleiben**, und daß ihnen das Kautschukmonopol in einer noch absolutern Weise als bisher zugesichert wird? Leider ist es so. Ein schlimmes Vorzeichen war es schon, als die im Jahre 1906 eingeführte, vortreffliche Kontrolle der Gesellschaften durch besondere Inspektoren, aufgehoben wurde.

Sehen wir uns nun die in der halboffiziellen Dépêche Coloniale vom 13. Juli 1910 sehr geschickt mundgerecht gemachte Reform näher an.

Von den zur Zeit bestehenden 32 Konzessionsgesellschaften bleiben 21 genau was sie sind, in ihren ungeheuren Gebieten kann also das bisherige Krebsgeschwür noch 20 Jahre von heute an um sich fressen. Dagegen hat man mit 11 Gesellschaften der Sangha-Gruppe, zu der die berühmte N' Goko-Sangha auch gehört und die gegen 15 Millionen Hektare umfaßt, eine Vereinbarung getroffen.

Hienach ist fortan nicht mehr von Konzessionen die Rede, sondern von einem Pachtverhältnis auf 10 Jahre. Der Umfang der überlassenen Gebiete bleibt der alte. Unter dem Titel von Cantonnements werden davon den Gesellschaften zum Anbau von Lebensmitteln Stücke bis zu 10 000 Hektaren zugeschieden, und als Eigentum alle weitern, von ihnen urbar gemachten Parzellen. Im Rest der Gebiete steht ihnen das Monopol der Kautschukgewinnung zu: der freie Handel darf sich nur mit andern Erzeugnissen, Elfenbein, Hölzern und kleinern Waren, beschäftigen. Im Jahr 1920 fällt das Land, mit Ausnahme des durch Urbarmachung von den Gesellschaften definitiv erworbenen, an den Staat zurück, und für weitere 10 Jahre erneuert sich das Pachtverhältnis für das Zehnfache des von ihnen urbar gemachten Gebietes.

Man wird gestehen müssen, daß dieses Abkommen vielleicht imstande ist, den Gesellschaften der Sangha-Gruppe das Leben zu fristen. Daß ihnen aber das Kautschukmonopol in ausschließlichster Weise (kein Mensch wird fortan in diesem Teil des Kongo auch nur 10 Gramm dieser Materie handeln dürfen, während doch selbst im belgischen Kongo dies in einigem Umfang theoretisch möglich ist) übergeben ist, kann nur als ein völliger Sieg der Gesellschaften über den Freihandel und zugleich als eine Fortdauer der Sklaverei der Eingeborenen betrachtet werden, denn das Zugeständnis des freien Handels mit andern Kongowaren als Gummi elasticum ist reine Illusion. Wer wird im Kongo handeln wollen, wo der Kautschuk den weitaus dominierende Artikel bildet, wenn er nur mit dem unrentablen Nutzholz und einigen mühsam erjagten Zähnen sich begnügen muß, und wenn die Schwarzen nach wie vor durch die „Miliz" der Pachtgesellschaften für den Kautschuk unbedingt in Anspruch genommen sind? Man hat den Namen geändert, man hat die Sache sorgsam bestehen lassen: denn um den Kautschuk handelte es sich, und der ist für weitere 10 Jahre — garantiert, und damit der ganze unmenschliche Arbeitsbetrieb aufrecht erhalten. Wie fein die Schwarzen diese Dinge beurteilen, teilt uns Bobichon mit. Der Pahouin-Häuptling Mouro erzählte ihm das Gleichnis der drei Weiber, die einem Polygamisten gehörten und ihn durch ihre Liebenswürdigkeit beglückten. Leider starben deren zwei, und sofort wurde die einzige überlebende Gattin boshaft und unerträglich, weil — sie das Monopol hatte und die Konkurrenz beseitigt war.

Nichts war, bei dem Charakter dieser Gesellschaften, unerläßlicher, als die Bestimmung, daß Grausamkeiten (sévices) und Gewalttaten (violences) gegen die Eingeborenen den Entzug der Konzession zur Folge haben, wie denn auch eine solche Bestimmung in den Pflichtenheften der bisherigen Gesellschaften eine stehende war. Im neuen Sangha-Vertrag fehlte diese Schutzklausel, und erst als die französische Kongoliga auf diese unverantwortliche Preisgabe der Eingebornen aufmerksam machte, schrieb die Direktion der neuen Sangha-Gruppe dem Minister, daß der General-Gouverneur des Kongo zwar diese Schutzklausel in den neuen Vertrag aufgenommen, aber — wieder darauf verzichtet habe (sic! In solcher Weise sorgt der oberste Beamte der Kolonie für die Bevölkerung!), daß nun aber die Sangha-Gruppe sich doch zu folgender Fassung herbei lasse:

Wenn die Agenten der Gesellschaften sich gegen die Eingeborenen Handlungen von Gewalt, Mord oder andere Akte zu Schulden kommen lassen, welche vom Gesetz als Verbrechen bezeichnet werden, und wenn es durch gerichtliche Untersuchung bewiesen ist, daß diese Handlungen in Folge von Instruktionen hervorgerufen wurden, die vom Gesellschaftssitz der Compagnie ausgingen, so kann der teilweise oder totale Entzug der Konzession ausgesprochen werden.

Diese Fassung ist nun genau das, was man in Frankreich eine échappatoire, ein Netz nennt, durch dessen Maschen jederzeit die Gesellschaft durchschlüpfen kann. Denn welche Greuel können in Zentralafrika nicht geschehen, bis endlich die Gerichte (die tausend Kilometer entfernt sind) einschreiten, bis ein Beweis geleistet ist, wo das Zeugenmaterial ganz in der Gewalt der Gesellschaften steht, und bis (und dies ist die Hauptsache) der Nachweis vorliegt, daß die grausame Maßregel auch wirklich vom Zentralsitz der Gesellschaft den Agenten als Instruktion vorgeschrieben wurde! Wir wissen ja, daß die Zentrale immer schlau genug ist, die blutigen Befehle und noch blutigeren Ermutigungen nur mündlich als carte blanche oder in verblümtem Stil ausgehen zu lassen. Und wenn die Oberleitung der Mißhandlung bloß zusieht, sie bloß — wenn auch mit größtem Vergnügen — duldet und die goldenen Früchte einheimst, und wenn jahrelang dieser grausame Betrieb fortläuft, so kann die Gesellschaft nie gefaßt werden, denn: „man kann ihr keine Instruktionen nachweisen"; sie toleriert und begünstigt nur die Quälerei, und kann also den Staatsbeamten ins Gesicht lachen, auch wenn diese die scheußlichste Vergewaltigung der Schwarzen mit ansehen müssen. — Und wenn auch nach Challaye die Compagnie la Kotto an ihren Direktor in Afrika schreibt: „Vergessen Sie nicht, daß unsere Agenten wie Piraten im Kleinen (des pirates au petit pied) sein müssen", ja wenn sie auf das „Spielzeug, genannt Maxim-Gewehr" anspielt, so könnte man sie noch lange nicht fassen, denn ein Crime démontré par une enquête judiciaire wäre noch lange nicht vorhanden.

Artikel 8 des Vertrags gewährt dem Sangha-Ring das Recht, mit den Häuptlingen Verträge abzuschließen, wonach dem Ring selbst der in den Reservationen der Eingebornen enthaltene Kautschuk anheimfallen soll. Welcher Häuptling wird da dem „gelinden Druck“ des allmächtigen Rings widerstehen können, und was bleibt denn dann noch den Schwarzen, um die Geldsteuer zu erschwingen, die ihnen der Staat noch neben der Arbeitssklaverei zu Gunsten der Gesellschaften auflegt? Und wenn (Art. 4) alle von dem Ring „methodisch ausgebeuteten“ Waldungen ihm schließlich als Eigentum zufallen, so braucht man bloß diesem Ausdruck eine etwas elastische Ausdehnung zu geben, um jede Raubwirtschaft darunter zu begreifen und so alle Waldung des französischen Kongo noch sicherer den Eingebornen zu entziehen, als dies im belgischen Kongo geschehen ist.

Es ist darum auch verlorene Liebesmühe, wenn in der Depêche Coloniale weitläufig ausgeführt wird, daß mit dieser (sogenannten) Reform der französische Kongo sich den Erfordernissen der (bisher konsequent verletzten) Berliner Akte vom 25. Februar 1885 etwas mehr anbequeme; auch sind die aufgezählten Verbesserungen in der Lage der Eingebornen kaum als wesentliche zu verstehen, solange das Monopol aufrecht bleibt, das ja dem Schwarzen jedes Mittel raubt, jemals in eine menschenwürdige Lage zu kommen. Diese Verbesserungen sollen bestehen: 1. In der Befugnis, auch auf dem Boden der Gesellschaft das „Notwendige“ für seine Subsistenz zu entnehmen. 2. In der Ausscheidung von Reserven, die aus den Dörfern und den „d'après la coutume“ dazugehörigen Grundstücken bestehen sollen, und 3. in dem Recht, sich über diese Stücke einen — wahrscheinlich teuer genug zu zahlenden Eigentumstitel zu erbitten. Diese drei Verbesserungen sind und bleiben ein Hohn auf die Menschenrechte, welche die französische Republik als Kopf an jedes Kongo-Aktenstück druckt: Liberté, Egalité, Fraternité!

Wenn nicht in letzter Stunde die französische Kammer das Monopol verwirft und den Kongo, in welchem nach Challaye zehn Millionen Menschen zu retten sind, auf die Grundlage des Freihandels stellt, so müssen wir gestehen, daß selbst die belgische Reform dieser französischen gegenüber einen Vorsprung hat, indem sie doch, wenn auch viel zu langsam, wirkliche Freiheit und Abschaffung des Monopols in Aussicht stellt.

H. Christ-Socin

---

## Weltfern

Reisebriefe aus Asien. Vierter Brief. Vgl. 1909, 48. 50. 1910, 1

Der alte Pindar singt: Viel Gewaltiges gibt es, aber nichts ist gewaltiger als der Mensch. Auf Reisen möchte ich oft das Wort ein wenig variieren und sagen: Viel des Sonderbaren gibt es, aber nichts ist sonderbarer als der Mensch. Die Menschen drehen sich vor uns gleichsam im wunderlichsten Tanze, man sieht sie von allen Seiten, und wieviel Anlaß zum Nachdenken geben Menschenlose und Menschenlagen, die man so beobachtet! Können Menschen so leben? fragt man sich oft; können sie dauernd, jahrein, jahraus so existieren? Man möchte fast meinen, sie führten uns nur für den Augenblick ein Schauspiel vor, und wenn wir den Rücken kehrten, so sei das alles auch vorbei. Und man muß sich förmlich zwingen zu glauben, daß dergleichen dauernd ist.

An das ärmste, härteste, kläglichste Leben denke ich dabei zunächst, wovon einem in diesen halbwilden Gegenden so viel vor Augen kommt. Dann sind da aber auch andere Schicksale höher stehender Menschen, in die man vom Wege aus hineinschaut und über die man staunen muß. Manches davon ist nicht geeignet, weiter gegeben zu werden; aber Einiges ist darunter, das verdient wohl, daß man es Anderen zeige.

* * *

Wir hatten die russisch-chinesische Grenze hinter uns gelassen und befanden uns schon den zweiten Tag im Gebiete der echten Mongolei. Wellige Steppe, über die sich kräftige Bergzüge erheben; zwischen den Bergen hin sucht sich der Verkehr seinen Weg. Die Menschen, die wir sehen, sind nur noch Mongolen. An der Spitze und am Ende ihrer langen Ochsenwagenzüge wandern sie dahin, auf dem Reitkamel führen sie die Kamelkarawanen, auf hurtigen dicht und lang behaarten Ponies jagen sie an uns vorbei, und in den Jurten dort, aus denen weithin sichtbar der Rauch der offenen Feuer aufsteigt, wohnen, essen, schlafen sie. Manchmal auch sind sie wie vom Erdboden verschluckt. Man fährt stundenlang, ohne ein Menschenangesicht zu sehen. Dann fängt man ein stilles Zwiegespräch an mit der weiten Erde, der Mutter der Menschen, befragt sie über das Werden ihrer Kinder hier, warum sie ihnen ein so anderes Los beschieden hat als uns, und was die Zukunft dieser ihrer Sprößlinge sein wird. Die uralte Mutter lächelt. Was verstehst du davon, Stäubchen, das heute kommt und morgen geht? Ihr Kurzlebigen seht, was für einen Augenblick vor euren Augen ist. Ihr meint, Alles müsse sein, wie ihr seid, und wie es heute bei euch ist. Aber so sind nicht die Maße meines großen Lebens. Das solltest du grade lernen, wenn du durch diese Fernen fährst, o Menschenkind.

Wir verfallen in allerlei Sinnen und Träumen. Ob nicht das alte Patriarchenleben der Bibel diesem Nomadenleben hier ähnlicher sah als unserm modernen Stadtleben? Ob nicht Abraham vom beißenden Rauch eines solchen Jurtenfeuers aufstand und in die winterliche Sternennacht hinaustrat, als ihm sein Gott seine Zukunft zeigte? Was mag sich auch hier alles hinter dem Gewande solchen Steppentreibens verbergen! Obwohl — — —, sieh, da weckt uns etwas aus unsern Träumereien, ein überraschender Anblick, da wir um diesen Bergkopf herumbiegen. Während wir mit den fremden Nomaden allein zu sein glaubten, zeigt sich da vor uns im Tale plötzlich eine Reihe von deutlich europäischen Gebäuden. Ja, etwas wie der Schornstein einer Fabrik ragt empor und die Dampfkraft scheint hier ihre Arbeit zu tun. Ohne Zweifel, das ist die „Farm“, die wir unterwegs besuchen sollten. Noch eine halbe Stunde, und unser Wagen hält im Hofe eines stattlichen Besitztums, und aus der Tür des Haupthauses tritt uns eine Frauengestalt entgegen, eine Russin in mittleren Jahren mit freundlich mütterlichen Zügen.

Wir besaßen einen Einführungsbrief hierher, wurden mit der ganzen Herzlichkeit russischer Gastfreundschaft aufgenommen und brachten zwei Tage auf dieser Farm zu. Zeit genug, um uns einen Einblick in ein eigenartiges Menschendasein zu geben.

Der Eigentümer dieses Landgutes, Herr K., war früher ein wohlhabender Kaufmann in Kiachta. Der Niedergang des Teehandels brachte ihn um sein Vermögen. Da zog er mit seiner Familie hinaus in die mongolische Steppe, wo er schon vorher durch eigentümliche Verkettung von Umständen von einem befreundeten mongolischen Häuptling ein Grundstück erworben hatte, und legte hier eine Getreidefarm an. Weitab von allem europäischen Verkehr (die Farm liegt nicht einmal nahe an der Karawanenstraße Kiachta-Urga) verbringt er hier seit Jahren ein stilles, weltfernes, tätiges Leben mitten unter Mongolen. Es ist ein ganz singulärer Fall, daß ein russischer Untertan auf dem Boden der mongolischen Steppe angesiedelt ist, und die Sache hat anfänglich nicht geringe Schwierigkeiten gemacht. Der Mongolenfürst, zu dessen Gebiete dieser Grund gehörte, (die Mongolei, obwohl im allgemeinen politisch zu China gehörig, steht doch noch unter einer Anzahl eingeborner Fürsten, nach denen die Territorien auch immer benannt werden) lehnte sich heftig dagegen auf, und es gab lange diplomatische Verhandlungen zwischen Rußland und China darüber. Besondere Vertreter beider Länder wurden hergeschickt, den Fall an Ort und Stelle zu prüfen. Die Sache endete damit, daß Herr K. in Besitz seines Grundstückes blieb und ihm sein Recht daran verbrieft wurde.

Das Haus steht an der Stelle eines ehemaligen buddhistischen Klosters, von dem die Legende Folgendes berichtet. Dies Kloster enthielt ein berühmtes, wundertätiges Buddhabild, und ein mongolischer Fürst, welcher davon hörte, wollte das Bild für sich gewinnen. Er schickte einen Diener hin, das Bild dort wegzuholen. Der Abgesandte aber erkrankte gefährlich und konnte sein Vorhaben nicht ausführen. Der Fürst schickte einen

zweiten, der aber starb. Er schickte einen dritten, den traf dasselbe Schicksal. Da nun Keiner mehr gehen wollte, das gefährliche Bild zu holen, wurde der Fürst zornig, zog selber mit seinen Kriegern hin, zerstörte das Kloster und trug das Bild davon. Er stellte es in einem seiner Heiligtümer auf. Aber am ersten Morgen, nachdem man das Götterbild dort aufgestellt hatte, bemerkte man, daß es sich auf seinem Platze umgedreht und sein Angesicht nach der Richtung des alten, zerstörten Klosters gewendet hatte. Und das geschah immer wieder, so oft auch das Bild zurechtgerückt wurde. Noch heute steht es so gewendet an seiner Stätte. —

Das Vertrauen der umwohnenden Mongolen haben sich diese russischen Ansiedler durch freundlichen Umgang und allerlei Hülfeleistung allmählich in hohem Grade erworben. Das Verdienst dabei fällt vor allem Frau K. zu. Diese merkwürdige Dame hat sich, seit sie in dieser Weltabgeschiedenheit lebt, mit sehr regem Interesse dem Studium der Nomaden rings umher gewidmet, soweit ihr großer Haushalt und ihre Familie nur irgend Zeit dazu ließ. Durch beständigen nahen Verkehr mit dem Volk, auch vor allem mit den Klöstern und Lamas, hat sie eine Reihe beachtenswerter Einzelheiten aus dem Gebiete des mongolischen Buddhismus gesammelt und aufgezeichnet. Mehrere wertvolle Arbeiten von ihr sind in Petersburg und anderswo durch Vermittlung von Gelehrten in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht. Da sie mit ihrer Familie fernab von Arzt und Apotheke wohnt, so hatte sie sich schon vor Jahren soviel ärztliche Kenntnisse angeeignet, daß sie mit Hülfe ihrer kleinen Apotheke in einfacheren Krankheitsfällen den Ihrigen zu helfen verstand. Dies ihr Wissen wandte sie mit der Zeit auch auf die Mongolen an, und diese brachten ihr schnell soviel Zutrauen entgegen, daß sie für die ganze Gegend eine stark in Anspruch genommene medizinische Autorität geworden ist. Täglich hat sie ihre Besuchsstunden für Patienten. Sie erzählte uns von merkwürdigen Kuren. Während unsres Aufenthaltes behandelte sie unter Andern gerade einen Lama, der vom Pferde gefallen war und dabei einen Schlag des Pferdehufes an der Stirn über dem linken Auge erhalten hatte, der sehr gefährlich schien. Frau K. hatte den Fall zuerst ablehnen wollen und den Mann nach Kiachta an den Arzt gewiesen. Allein er ließ nicht nach sie zu bitten, daß sie ihn doch heilen möge, und es schien in der Tat gut zu gehen. Kuriose Erfahrungen machte sie freilich auch oft mit ihren Patienten. Grade an dem ersten Tage, als wir dort waren, kam der erwähnte Lama (dessen Wunde noch frisch, erst 5 Tage alt, war) nicht zur gewohnten Behandlung. Als er am folgenden Morgen dann erschien, fragte ihn Frau K., warum er gestern nicht dagewesen sei. Nun, da war eben etwas Wichtigeres zu tun gewesen. Was denn? Der Lama war mit mehreren andern seinesgleichen an den Ort gezogen, wo ihm jenes Unglück widerfahren war, und hatte dort durch eine lange, umständliche Zeremonie die bösen Geister des Platzes, die ihm dies Unheil angetan hatten, beschworen und gebannt. Das ging selbst der medizinischen Behandlung vor! Frau K. bat ihn, ihr doch den Ritus der Beschwörung genau zu schildern, und er versprach auch, an einem der nächsten Tage mit all dem nötigen Material zu kommen und ihr die Geisterbannung in ihrem Hause vorzuführen. Vielleicht wird sie in einer der ethnographischen Zeitschriften von Petersburg den Hergang demnächst schildern.

Frau K. ist eine durchaus gebildete Dame. Sie spricht Englisch, musiziert, besitzt mehr als gewöhnliche Kenntnisse auf verschiedenen Gebieten. Dabei aber hatte diese Dame bis vor Kurzem (sie steht im 46. Jahre) noch nie eine größere Stadt gesehen, war nie in einem Theater, einem Konzerte gewesen, nie in einer Eisenbahn gefahren. Geboren in Kiachta, war sie auch dort aufgewachsen und erzogen, hatte einen dortigen Kaufmann geheiratet, und ihr ganzes Leben hatte sich fern von der großen Welt, die wir von Jugend auf um uns her sehen, abgespielt. Erst im vorigen Jahre, als sich ihre zweite Tochter verheiratete, war sie auf dringenden Wunsch aus ihrer mongolischen Einsamkeit hinaus nach Wladiwostock gefahren, hatte Eisenbahnen, Städte, das Kulturtreiben gesehen. Es zog sie aber bald zurück in ihre Stille. —

In ihrer kleinen Bibliothek befanden sich wertvolle und seltene gelehrte Werke (mongolisch und tibetisch) von Autoritäten wie Schmidt, Kowalewski und Popoff. Unter den Merkwürdigkeiten, die sie gesammelt hatte, sah ich auch eine eigenhändig geschriebene Bemerkung des Dalai Lama, der ihr bei seinem Durchzug durch diese Gegend (als er 1908 von Peking nach Lhassa zurückkehrte) auf eine durch Vermittlung von Lamas ihm vorgelegte Frage schriftlich geantwortet hatte. Von dem, was sie mir aus ihren Erlebnissen und Beobachtungen unter Buddhisten mitteilte, ist manches sonst wohl schwerlich je zur unmittelbaren Kenntnis von Europäern gelangt. Ich besuchte in ihrer Begleitung eines der in der Nähe ihres Landgutes gelegenen buddhistischen Klöster und ließ mir dessen Einrichtung zeigen. Den obersten Lama dieses Klosters, in dessen Jurte wir als Gäste einkehrten, hatte sie auch als Patienten behandelt.

Die Farm, auf welcher diese Menschen ihr abgeschiedenes, stilles Dasein führten, umfaßte außer dem Wohngebäude natürlich eine ganze Anzahl Wirtschafts- und Vorratsräume. Eine Dampfmaschine war aufgestellt und wurde für verschiedene Zwecke benutzt, augenblicklich gerade zum Dreschen. Ein Schuppen diente zur Aufbewahrung von allerlei landwirtschaftlichen Geräten und zeigte durch seinen Inhalt, daß man auch in dieser Ferne Fühlung behielt mit modernen Arbeitsmethoden und Erfindungen. Zwei Vorratsräume enthielten gedörrte Fische, ein wichtiges Nahrungsmittel hier; der Boden war fußhoch völlig mit ihnen bedeckt. Unwillkürlich fragt man, woher die unumgänglichen Arbeitskräfte für solch einen Betrieb kommen? Das war für den Besitzer in der Tat kein leichtes Problem gewesen. Die Mongolen sind zu seßhafter Arbeit sogut wie gar nicht zu erziehen. Das Nomadenblut ist unüberwindlich. So hatte Herr K. denn Chinesen herangezogen und mit ihnen, wenn auch unter Schwierigkeiten, Erfolge gehabt. Erst in neuerer Zeit war es ihm gelungen, auch einige russische Bauern als Kolonisten auf seinem Hofe anzusiedeln und damit nicht nur eine wertvolle Arbeitshülfe zu gewinnen, sondern auch die Einsamkeit des Lebens etwas zu mildern.

Briefe und Pakete oder sonstige Sendungen konnten ihren Weg hierher natürlich nur finden, wenn man einen eigenen Boten zu diesem Zwecke nach Kiachta schickte, wo etwa angekommene Sendungen warteten, bis sie geholt wurden. Oder es verirrte sich einmal ein seltener Besucher in diesen Winkel und nahm beim Scheiden Briefe und Aufträge mit.

Es mag Leute geben, die solch ein Dasein wie eine schlimme Verbannung ansehen. Und doch erscheint es nur so aus der Ferne. Die Menschenpflanze faßt auf dem verschiedensten Boden Wurzel, und ist sie erst einmal eingewurzelt, dann sitzt sie fest an der Stelle und möchte nicht fort. Die dort in der Farm am Iro des Winters Frost und Schneegestöber, des Sommers sengende Glut alljährlich erleben, sie hängen doch an ihrer Einsamkeit, und ich weiß nicht, ob die erwachsenen Kinder, die von hier in die menschenvollen Städte gewandert sind, nicht bisweilen Heimweh nach der stillen Steppe ihrer Jugendzeit ergreift, wenn die Briefe der Mutter bei ihnen eintreffen. Viel des Sonderbaren gibt es, aber nichts ist sonderbarer als der Mensch.

Heinrich Hackmann

---

## Verschiedenes

**An den Grenzen des Wissens.** Von Pfarrer Großmann. 1. Glauben und Wissen. 2. Das Geheimnis des Lebens. 3. Das Weltproblem in Wissenschaft und Leben. Potsdam, Stiftungsverlag 1909. 128 S. 1,25 Mk.

Diese Schrift machte als Vortrag, den der Pfarrer Großmann in Potsdam gehalten hat, auf die Zuhörer, namentlich auch solche, die mit heranwachsenden und eben herangewachsenen Menschen zu tun haben, einen ungewöhnlichen Eindruck. Auf meine Bitte ist das, was uns geboten wurde, zu drei Vorträgen erweitert. Die philosophische, wie die naturwissenschaftliche Schulung des Theologen sind in dieser Vereinigung nicht alltäglich; aber sie allein wird den wirklich Suchenden Befriedigung und eine Basis geben, nach der sie so oft vergeblich, angewidert von flachen Machwerken, ausschauen. Mir ist keine Schrift bekannt, die ich meinen Primanern lieber in die Hand geben möchte.

Ein Leser schreibt mir: „In hervorragend klarer und ehrlicher Weise stellt dies Buch ein Grundproblem unserer Zeit dar . . . Statt einer Lösung gibt der Verfasser die einzig richtige Antwort auf alle Lebensprobleme: den Appell an den Willen, die Aufforderung zur sittlichen Tat!"
Hermann Rassow

**Menschwerdung.** Wege zum lebendigen Leben. Von Walter Boelicke. Leipzig, Xenienverlag 1910. 155 S. 2,50, gebunden 3,50 Mk.

Menschwerdung —, ja das ist es, wonach wir uns sehnen. Auch die vorliegende Schrift ist von diesem tiefen Sehnen erfüllt. Sie zeigt uns ein edles Ringen um Vergeistigung und Versittlichung des Daseins (besonders auch der Ehe). Sie ist ein ehrliches Selbstbekenntnis. Um so tiefer ist es zu beklagen, daß Verfasser von seinen eigenen Gedanken immer im Kreise herumgeführt wird (man höre nur: „lebendiges Leben"!) und nicht in der Lage ist, ein greifbares Lebensziel, einen greifbaren Lebensinhalt auch nur anzudeuten. Das ganze Buch kommt mir vor wie ein Notschrei. Es ist der Schrei nach Religion, die Sehnsucht nach etwas Großem, Ehrfurchtgebietendem. Aber weil alles Sinnen und Denken um das eigene „Ich" sich dreht, so bleibt es sozusagen bei einem „geistigen Egoismus", der im Genuß seiner selbst, im ewigen Suchen, in der Unbegreiflichkeit des eigenen Lebens seine Befriedigung sucht. Uns muß es als eine trostlose Weisheit erscheinen, daß das „lebendige Leben" bestehen solle „im ewigen Wandel des Vernichtens und Wiederaufbauens" (S. 79). Möchten wir bald über diesen weitverbreiteten Geisteszustand hinwegkommen, der so viel edlen Idealismus in Rauch und Dunst aufgehen läßt! Wir müssen jetzt Geist und Kraft zusammennehmen, um die unvergänglichen Realitäten, die „absolute Wahrheit" (gegen die Verfasser sich so sträubt), die ewigen Werte zu gewinnen und festzuhalten. Mit anderen Worten: wir müssen fromm werden.
Walther Hoffmann

**Der moderne Mensch.** Vortrag von Prälat D. G Weitbrecht. Stuttgart, Steinkopf 1909. 23 S. 20 Pfg.

Ein prächtiges, lebenswahres, mit feiner Satire gezeichnetes Porträt des wirklichkeitstrunkenen, ruhelosen, immer suchenden „modernen Menschen". Die Farben nicht zu dick aufgetragen, und doch die Härten in diesen Gesichtszügen recht sichtbar. Wohl Jeder findet in diesem Porträt ihm verwandte Züge, und was ihm — fehlt. Möchten die Weitbrechtschen Vorträge auf Familienabenden und in der christlichen Kolportage vieles Minderwertige, Weichliche und Oberflächliche, das da auf breiten Tischen noch immer sein Wesen hat, recht wacker vertreiben helfen, und zwar bei halbem Preis mit doppeltem Erfolg!
Walther Hoffmann

**Glaube und Leben.** Christlicher Unterricht für Erwachsene von G. Groß, Dekan in Leonberg. Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung 1910. 325 S. Gebunden 4 Mk.

Der Zweck des Buchs ist im Untertitel angegeben; es will erwachsenen Gemeindegliedern zur Orientierung über die christliche Welt- und Lebensanschauung dienen. Der Verfasser denkt dabei an solche, die schon in ihr stehen; sie sollen über strittige Gegenwartsfragen aufgeklärt und im Gemeindeglauben befestigt werden. Es ist gewiß gerdienstlich, wenn den Altgläubigen dazu Gelegenheit geboten wird durch einen Theologen, der seine Weitherzigkeit anderen Anschauungen gegenüber immer wieder betont und der so einer versöhnlichen Stimmung in diesen Kreisen Raum macht. Wir dürfen die Gemeinschaft mit den Frommen der alten Art nicht verlieren und begrüßen es, wenn sie für unsere Art Verständnis gewinnen. Da kann das klar und verständlich geschriebene Buch nur segensreich wirken.

Für solche, die um den Glauben erst ringen oder die ihn in neuer Form suchen, ist das Buch nicht geschrieben. Der biblizistische Standpunkt des Verfassers, der in seiner Auffassung von der Bibel und namentlich in seiner Darlegung des göttlichen Rettungsplans sich zeigt, kann den Leser nicht gewinnen und nicht befriedigen, der vom heutigen Denken aus sich um eine Klärung und Festigung des Glaubens müht.
Faut

**Jugendglück und Persönlichkeit.** Von Elisabeth Gnauck-Kühne. Ein Wort für Väter, Mütter und Töchter. Kempten und München, Jos. Kösel. 47 S. (mit Anhang). 30 Pfg. (Partiepreise).

Das gehaltvolle Büchlein gibt auf die Frage: „Wie wird man eine Persönlichkeit?" die klare und wahre Antwort: Durch Arbeit, denn „Arbeit ist wirkliche Persönlichkeitskultur." Es gab zu allen Zeiten Mädchen, die unter „Jugendglück" etwas Andres verstanden als „Liebe, Mondschein, Lenz und Rosenduft", die sich nach Arbeit sehnten. Abgesehen von wenigen Auserlesenen, die sich als Lehrerinnen oder Krankenpflegerinnen betätigen durften, wurden sie mehr oder weniger ausschließlich auf die Hausarbeit verwiesen. Wieviel größer ist heute das Arbeitsfeld geworden! So groß und weit, daß der jammervolle Typ des Dämchens, dem „ein bischen Putz, ein bischen Flitter, ein Tennisschläger und ein Buch von zweifelhaftem Wert" das Leben ausfüllen, schon mehr wie eine Karikatur anmutet, wenn man alle die Möglichkeiten zu kraft- und segensvoller Betätigung ins Auge faßt, die Frau Gnauck-Kühne aufzeigt und so die Grundgedanken der Frauenbewegung, ihre Bedeutung für die Gegenwart und ihre hohen Ziele in wenigen Zügen zusammenfassend darlegt.
Therese Köstlin

**So ziehet hin.** Wandersprüche für junge und alte Erdenpilger. Von August Ludwig. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung 1910. 144 S. 2,50 Mk.

Zeitlose Wahrheit in der Sprache unsrer Tage, tiefe und fein, Gedanken, aus denen Lebensernst und warme, doch niemals sich aufdrängende Frömmigkeit spricht, — in schlichter, ansprechender Forme veranschaulicht und belebt durch zahlreiche Beispiele aus Geschichte, Natur und Menschenleben der Vergangenheit und Gegenwart.

Zunächst sind sie auf ländliche Verhältnisse gestimmt und tragen ihnen vielfach Rechnung, doch sind sie von zu hoher und freier Warte aus geschrieben, um nicht auch in städtischen Vereinen, Konfirmandenvereinigungen und Schülerbibliotheken Gutes zu stiften, Alten und Jungen ein freundliches, ermutigendes Geleit.
Therese Köstlin

**Kleine Mitteilungen.** Die oben Sp. 29 erwähnte Schrift von Edel führt den Titel: Die Pfingstbewegung im Lichte der kirchlichen Geschichte, sie ist bei E. Captuller in Brieg erschienen. 122 S. 1,50 Mk. Ueber Großalmerode u. s. w. vgl. unsern Jahrgang 1907 Nr. 35 (38 und 40), 1908 Nr. 11.

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.


Anzeigen

## Freunde der Christlichen Welt

**Breslau.** Mittwoch 18. Januar im Hause der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur Matthiaskunst 4/5: Der Toleranzgedanke im Neuen Testament. Pastor Kiefer-Hennersdorf.

**Chemnitz.** Dienstag 17. Januar 8 Uhr Deutscher Kaiser: Gedanken zum Vortrag des Fräulein Dr. Baum auf dem letzten Evangelisch-sozialen Kongreß. Fabrikdirektor Schade.

**Gießen.** Mittwoch 18. Januar 8 Uhr pünktlich im Hotel Schütz Bahnhofstraße: Dogma und Geschichtsforschung. Geheimrat Krüger.

**Görlitz.** Donnerstag 2. Februar 8 Uhr im unteren Konfirmandensaale der Oberkirche: Der Gottesbegriff des israelitischen Prophetismus. Pastor Bornkamm.

**Leipzig.** Donnerstag 19. Januar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig Petersstraßenpassage: Wer hat den Inhalt des Religionsunterrichts in der Schule zu bestimmen? Gymnasialoberlehrer Dr. Hennig.

**Lüttringhausen.** Montag 16. Januar 5 1/4 Uhr Düringer Hof: Das messianische Selbstbewußtsein Jesu. Oberlehrer Brede-Lennep. Gäste willkommen!

**Magdeburg.** Mittwoch 25. Januar 1/4 4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstraße 1: Jesusverehrung und Christusglaube unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Probleme. Pfarrer Kaiser-Trebitz.

**Plauen i. V.** Mittwoch 18. Januar 8 Uhr bei Trömel: Wie kommen wir an die Jungmännerwelt heran? Sekretär Böhmer.

**Stade.** Mittwoch 18. Januar 4 3/4 Uhr im Norddeutschen Hofe: Die Absolutheit der christlichen Religion.

## Bekanntmachung

In der Gemeinde **Cuxhaven** (St. Gertrudkirche) ist eine zweite **Pfarrstelle** zu besetzen.

Meldungen sind bis zum 20. Januar schriftlich an den Unterzeichneten zu richten.

**Der Kirchenvorstand**
Dr. Sthamer, Amtsverwalter

## Vereinsleiter gesucht

Für einen Verein junger Kaufleute — bisher von einem jungen Theologen geleitet — wird in eine größere Industriestadt ein ideal gesinnter Leiter gesucht, der seine Arbeitskraft der Charakterbildung unsrer Jugend widmen möchte und sie zu sittlichernsten und religiös-selbständigen Persönlichkeiten erziehen kann. Modern eingerichtete Klubzimmer und großer Stamm von Mitgliedern vorhanden. Sichere Stellung. Anerbieten mit Lebensgang, Bild, Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüchen unter B P an die Expedition der „Christlichen Welt", Marburg in Hessen, erbeten.

## Monatsblätter für den evangelischen Religionsunterricht

**Zeitschrift für Ausbau und Vertiefung des Religionsunterrichts und der religiösen Erziehung in Schule, Kirche und Haus.**

Herausgegeben von **Heinrich Spanuth**, Oberlehrer

**Heft 1 (Januar) des 4. Jahrgangs enthält:**

Aufsätze: D. **Friedrich Niebergall**, Die Entwicklung der Katechetik zur Religionspädagogik I. **E. Engelhardt**, Der Erfolg des Religionsunterrichts. Ein Beitrag zur religiösen Jugendpsychologie I. — Für die Praxis: **H. Spanuth**, Jesu Glaubenskämpfe. Material zur Behandlung im Unterricht. Nachrichten: Chronik. Lic. **Gottfr. Naumann**, Reform des R.-U. in Sachsen. — Berichte: **B. Schremmer**, 12. Religionslehrerkonferenz in Berlin. Literatur: **Dr. Hennig**: Zum Streit um die Zwickauer Thesen — **L. Krogmann**: Werke zur Schulpraxis.

**Ein Probeheft kostenfrei**

Preis halbjährlich 3 M, Einzelheft 80 Pf. Ausgabe B, mit der Beilage „Blätter für religiöse Erziehung" halbjährlich 3,30 M.

**Göttingen** **Vandenhoeck & Ruprecht**

Im Verlage von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen erschien soeben:

**Lask,** Dr. Emil: **Die Logik der Philosophie und die Kategorienlehre**
Preis brosch. M. 6.—, geb. M. 7.50
Eine Studie über den Herrschaftsbereich der logischen Form. Eine bedeutende Erscheinung, die in den Kreisen der Philosophen aller Schulen stärkste Beachtung finden muß.

**von Schubert,** Prof. Dr. H.: **Reich und Reformation**
M. 1.—

**Windisch,** H. Lic. Dr.: **Die katholischen Briefe**
(Handbuch zum Neuen Testament: Band IV Abtlg. II)
Einzelpreis brosch. M. 2.80, geb. M. 3.80

**Wobbermin,** Gg. Prof.: **Monismus und Monotheismus**
Vorträge und Abhandlungen zum Kampf um den Monismus
Preis brosch. M. 3.—, geb. M. 4.20

DIE BLAUEN BÜCHER
des Verlages KARL ROBERT Langewiesche in Düsseldorf suchen ihre Freunde unter den ernsten Männern und Frauen aller Richtungen, Parteien und Konfessionen unserer deutschen Gegenwart.
je Eine Mark 80 Pf
in den guten Buchhandlungen gern zur Ansicht!

**Gloeckner & Niemann**
Akademische Buchhandlung
**Halle-S.** Alte Promenade 7
besorgt zuverlässig und schnell **jede gute Literatur** sowie **alle Bilder** und **Rahmungen.** Kataloge und literar. Auskünfte umsonst.

**Venedig** **Christl. Hospiz Campo S. Angelo** Pension 5—6 Lire.

Das **Pädagogium der evang. Brüder-Unität zu Niesky,** Oberlausitz, sucht für seine Unterabteilung (die Klassen VI bis U III eines humanistischen Gymnasiums umfassend) einen

**Candidaten der Theologie**

als Erzieher. Erteilung von Unterricht ist nicht erforderlich, so daß reichlich Zeit zur Privatarbeit bliebe. Baldiger Eintritt ist erwünscht. Meldungen erbeten an

**H. S. Reichel,** Direktor.

**Gotha, Pensionat von A. und E. Müller, geprüften Schulvorsteherinnen**

Eigene Villa mit großem Garten; sorgfältige Erziehung und Gesundheitspflege (Waldausflüge, kalisth. Turnen, Gartenarbeit), individuelle Behandlung, vortrefflicher Unterricht von akademisch gebildeten Lehrkräften; geprüfte Französin, Lehrerin und Engländerin im Hause. Preis 1400 Mk. Vorzügliche Referenzen. Näheres durch Prospekte.

## Auch Einer

der dem politischen Leben fern steht, wird sie begrüßen als wertvolle Gabe, die

**Patria, Bücher für Kultur und Freiheit Band 11 (1911)**

Inhalt: Paul Rohrbach, Englands Machtstellung — Hermann Hummel, Die Großblocktaktik — Wilhelm Rupp, Das Elsaß — Gertrud Bäumer, Frauenbewegung und Liberalismus — Otto Wiemer, M. d. R., Die Fortschrittliche Volkspartei — Gottfried Traub, Von Nazareth nach Rom — Friedrich Naumann, M. d. R., Brüssel 1910 — Ernst Lissauer, Soziale Elemente im Wesen des Dichters — Paul Zschorlich, Vom Grammophon — Wilhelm Schussen, Das Herz der Orgel. Mit Einbandzeichnung von Professor I. V. Cissarz. Fein gebunden 4 Mark.

Es handelt sich hier um kein eigentliches Jahrbuch, denn die Aufsätze der Patria sind ohne Bezug auf eine bestimmte Zeit, durchweg Arbeiten von bleibendem Werte. Eine Reihe von hervorragenden Schriftstellern, die alle in gleicher Grundart verbunden sind, treten zusammen, um in knappen, geschlossenen Artikeln ein Stück aus ihrem Arbeitsfeld hinzustellen.

**Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg**

Soeben wurde versandt der

**Verlags-Bericht**
von
**J. C. B. Mohr**
(Paul Siebeck)
und der
**H. Laupp'schen Buchhandlung**
(Besitzer: Dr. Paul Siebeck) in Tübingen
1. Januar bis 31. Dezember 1910.

Interessenten, welche den Verlags-Bericht nicht erhielten, wollen denselben bei mir bestellen.

Ende Dezember 1910.

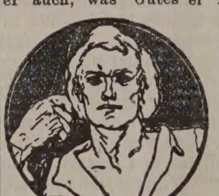
**J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen**

**Das Töchterheim** des **Ev. Diakonievereins Cassel-Wilhelmshöhe,** Lindenstraße
Heim für Töchter gebildeter Stände mit hauswirtschaftlicher Ausbildung und wissenschaftlicher Weiterführung
Prospekte wie nähere Mitteilungen durch den **Vorstand des Ev. Diakonievereins, Berlin-Zehlendorf,** und die Leiterin **Frl. Elisabeth zu Strohe, Cassel-Wilhelmshöhe.**

# Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten.
Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.
Mit Bildern und Notenbeilagen.
Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

**Was ist der Kunstwart?** Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.



Abonnementspreis Mk. 4.— f. d. Vierteljahr
Einzelheft 75 Pf.
bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung
**Georg D. W. Callwey, München.**

**Ein neues Frauenbuch** einer in Deutschland approbierten Aerztin soeben erschienen, betitelt:

# Die Aerztin im Hause

Ein Hilfs- und Nachschlagebuch für Gesunde und Kranke über die wichtigsten Fragen der Gesundheitslehre und Heilkunde von **Dr. med. Jenny Springer-Berlin.** Gegen 1200 Textseiten — 933 Original-Illustrationen
56 farbige Tafeln und Kunstbeilagen
Preis in Prachtbaud gebunden Mk. 17.—

Die Herstellung des Werkes ist unter Verwendung modernster Mittel der Buchtechnik erfolgt.

☞ Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

**Desdner Verlagshandlung M. O. Groh, Dresden-N.**
**Vertreter gesucht.**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu als Beilage Grenzmarkenkorrespondenz Nr 5